gerin. 1928 L/13 Genast

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Das

Hohe Haus.

Roman

von

Wilhelm Genast.

Dritter Theil.

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow.
1862.

Inhalt.

VIII.

Im Exil.

Im Exil.

Es war ein heißer Julimorgen. Auf der staubigen Straße durch die grüne fruchtbare Ebne des Elsaß rollte ein halbverdeckter, im Innern nur mit einer, die Richtung der Deichsel fortsetzenden Bank versehner Wagen der Stadt Straßburg zu. Vorn neben dem Kutscher, einem halbwüchsigen Landburschen, der jedes Dorf weit und breit beim Namen nannte, keinen Begegnenden unangerufen ließ und dazwischen sein muntres kleines Pferd mit Stimme und Peitschenknallen anfeuerte, saß der breitschultrige Steffen in seiner Freischaarenbluse und konnte voll Verwunderung kein Auge von dem Münsterthurm verwenden, der sich über die Festungswälle riesenhoch in den tiefblauen Himmel erhob.

„Nein sehn Sie nur Herr Ewald" — rief er sich

rückwärts wendend in den Wagen hinein — „das Ding wächst immer höher, wenn's Aeste hätte, führen wir jetzt schon im Schatten. Und das sieht so leicht und luftig und schnörklig aus wie von Zucker gebacken. Man könnte meinen, es wär' der fertig gewordene Babylonische Thurm. Jetzt hab' ich auf ein Mal Respekt vor den Franzosen, was das für Baumeister sind."

„Das haben die Deutschen gebaut," erwiderte Ewald.

„Sind aber nicht fertig damit geworden" — setzte Wolkonsky hinzu. „Und drinnen ist eine Uhr, so groß wie ein Haus, auch von einem Deutschen, sie soll Jahre, Sonne, Mond und Sterne anzeigen, aber von ihr zu erfahren, in welcher Stunde man lebt, ist sehr mühsam, darum ist mir meine kleine Pariser Taschenuhr lieber."

„Du weißt recht gut, wer auch die Taschenuhren erfunden hat!" erwiderte Ewald.

„O ihr seid das erfindungsreichste Volk von der Welt, nur Schade, daß immer Andre den Nutzen davon ziehn und daß ihr in der Ausführung eurer größten Entwürfe stecken zu bleiben pflegt."

„Du hast wohl Recht, doch unsre größten Ent=

würfe vermag dann auch kein Andrer zu vollenden. Der zweite Thurm des Münsters steht noch gerade so als Rumpf, wie ihn die Franzosen überkommen haben."

„Sie wissen Zeit und Kraft praktischer anzuwenden. En avant, mon petit, fais courir ton cheval!"

„Was säit der Herr?" fragte der kleine Kutscher.

„Zufahren sollst Du!" verdeutschte Ewald mit Vergnügen.

„Ich fahr' schon, was das Rössel laufe mag, awwer fünf Leut' bei der Hitz', da geht's nit Haidebritsch!"

Ewald lächelte: „sie haben es auch in andern praktischen Dingen nicht weiter gebracht, wie Du hörst."

„Wenigstens sind wir auf französischem Boden und das kann uns Allen nur lieb sein. Belästigt Sie die Hitze nicht zu sehr, Fräulein Gabriele, in der ungewohnten Tracht?"

Gabriele hatte Bluse und Männerhut gegen die zierliche Kleidung einer Elsässer Bäuerin vertauscht. In ihrem bleichen Gesicht prägte sich der Ausdruck

tiefen Leides ab, sie saß theilnahmlos in die hintere Ecke des Wagens geschmiegt, starrte vor sich hin und hörte nicht auf Wolkonsky's Frage.

Das Gefährt langte bald darauf an dem äußern Festungsthore an, der wachthabende Unteroffizier fragte nach Namen und Pässen. Ewald gab die Bescheinigung ab, die er im ersten französischen Orte jenseit des Rheins erhalten hatte, daß sie als Flüchtlinge vom badischen Heere gekommen wären. Der Unteroffizier verlangte, mit höflicher Erwähnung seiner Instruktion, Nachweis über genügende Geldmittel, da außerdem alle deutschen Flüchtlinge in das innere Frankreich gebracht werden müßten. Wolkonsky kam der unerwarteten Verlegenheit zuvor, indem er seinen Regierungspaß und zugleich Creditbriefe auf ein angesehnes Straßburger Banquierhaus vorzeigte und dabei versicherte, er leiste Bürgschaft für seine Freunde, man möge sie in das von ihm bezeichnete große Gasthaus fahren lassen, er werde sich heute noch auf die Mairie begeben, um dort die Aufenthaltserlaubniß auszuwirken.

Der Unteroffizier nahm die Pässe in Empfang, sprach den Wunsch aus, daß die Kämpfer für eine ruhmwürdige Sache ein glückliches Asyl auf dem

Boden der französischen Republik finden möchten, grüßte militärisch und ließ den Wagen einfahren.

„Merci, mon brave!“ rief ihm Wolkonsky zu. „Du wirst mir zugestehn müssen, daß die Franzosen eine etwas höflichere Manier haben, ihre Pflicht zu erfüllen, als die deutschen Thorwachen.“

„Gewiß, doch in der Sache kommt es auf das Nämliche hinaus. Ohne Deinen Paß und Deine großmüthige Bürgschaft hätte uns der Schnurrbart so sicher zurückgewiesen als ein Märker am Brandenburger Thor; nur die Phrase ist höflicher.“

„Das ist schon viel! Nach den drei Lilien, mein Kleiner, rue aux nuages bleues!“

„Blaue Wolkengaß, weiß schon!“ erwiderte der Kutscher und ließ sein Pferd über das Pflaster traben.

In dem vornehmen Gasthofe bestellte Wolkonsky sogleich drei Zimmer für sich und die Geschwister, ein gewähltes Mittagessen und lud auch Steffen dazu ein. Die Kellner kannten Wolkonsky von früher und gehorchten bereitwillig, ohne ihre Verwunderung über die in diesem Hause ungewohnte Tracht der übrigen Gäste merken zu lassen. Ewald

machte seinen Freund unter vier Augen darauf aufmerksam, daß er mit seinen nur noch spärlichen Geldmitteln haushälterisch umgehn und so rasch als möglich einen bescheidnen Erwerb suchen müsse, Wolkonsky bat ihn aber mit größter Liebenswürdigkeit, sich darüber keine Sorge zu machen und ihn getrost als Kassirer zu betrachten.

Ewald versetzte: „Deine Bürgschaft nehme ich dankbar an, denn ich habe meine Hoffnung ein Mal auf Straßburg gesetzt. Die Stadt ist groß genug, daß man sich in ihr verbergen kann und sich keiner Arbeit zu schämen braucht, überdies muthet sie mich an, hier glaube ich noch im Vaterland zu sein. Darum thu' mir den Gefallen und laß uns die Aufenthaltserlaubniß gleich erwirken."

Die Freunde gingen nach der Mairie und auf Wolkonskys Bürgschaft erhielt Ewald, nebst seiner Schwester und Steffen, ohne Schwierigkeit die Erlaubniß.

Als sie in den Gasthof zurückgekehrt waren, wurde das Mittagessen in Ewalds Zimmer aufgetragen; Wolkonsky bot Gabrielen den Arm, sie hinüber zu führen. Er war in heiterster, liebenswürdigster Laune, unterhielt seine Gäste mit Schil-

derungen aus dem hiesigen, ihm genau bekannten und aus seinem eignen vielbewegten Leben, er ließ Champagner kommen zu Ehren des Landes, das sie gastfrei aufgenommen und bat Gabrielen mit ihm anzustoßen auf das Gedächtniß des kühnen Feldzugs, in dem sie tapfer und ehrenvoll zusammen gekämpft hätten.

Gabriele ließ den Schaum verbrausen ohne ihr Glas zu berühren. Wolkonsky sah sie forschend an indem er fortfuhr: „ich ehre Ihren Schmerz um einen ruhmvoll Gefallenen. Ich gestehe offen, daß Gwinner nicht mein Freund war, sein Wesen und das meinige stießen zu schroff gegen einander, er hatte keinen Tropfen von dem leichten, feurigen Blute in sich, das uns Polen den Beinamen der nordischen Franzosen erworben hat. Aber dennoch habe ich seinem geraden, kühnen Sinne nie meine Hochachtung versagen können und sein Heldentod hat jede Spur von Feindschaft in mir verlöscht. Schöner konnte wahrlich kein Krieger geehrt werden, als er durch Ihre sichre, rächende Kugel, Fräulein Gabriele. O Ihr Auge flammte den edelsten Zorn, Sie standen in dem schwanken Nachen wie ein Engel des göttlichen Strafgerichts und Keinen konnte die Vergeltung ver-

dienter treffen als jenen übermüthigen preußischen Junker, der uns damals auf dem Heidelberger Schlosse beschimpft und verhöhnt hat.“

„Glaubst Du wirklich, daß es derselbe war, der uns den jungen Baier abspenstig machte?“ fragte Ewald.

„Sei überzeugt, er war es und kein Andrer. Ich hatte mir diesen Herrn von Lossow so genau gemerkt, daß ich ihn aus einer ganzen Schlachtreihe herausgefunden hätte. Haben Sie ihn nicht auch erkannt Fräulein?“

„Ja, er war es!“ erwiderte sie leise und tonlos, als spräche sie zu sich selbst.

„Nicht wahr?“ fuhr Wolkonsky mit unverhohlner Freude fort. „Die Liebe schärft das Auge, aber der Haß nicht minder. Und eben so gewiß weiß ich, daß er auch uns und daß er Sie noch erkannt hat ehe die Kugel in seinem Kopfe Zugluft machte und den Nebel hinausblies. Ich trinke auf das Wohl der heldenmüthigen Rächerin unsres Kameraden und unsrer Ehre.“

Er leerte sein bis zum Rand gefülltes Glas in einem Zuge, doch weder Ewald noch Steffen thaten

ihm Bescheid, Gabriele lehnte sich schaudernd in ihren Stuhl zurück.

„Was ist Ihnen mein Fräulein?“ wandte sich Wolkonsky besorgt zu ihr.

„Gabriele, Du bist bleich, Du zitterst!“ rief Ewald.

„Habe ich Ihr Gefühl verletzt, ist der Schmerz um den gefallnen Freund noch zu übermäßig in Ihrem Herzen? O dann verzeihn Sie mir, ich bin hart genug bestraft durch das Bewußtsein, Ihnen, wenn auch nur unabsichtlich, weh gethan zu haben.“

Gabriele war wieder so weit Herrin über sich geworden, daß sie erwidern konnte: „Sie bedürfen keiner Entschuldigung, Herr von Wolkonsky. Sie lassen sichs nicht nehmen, es schmeichle meiner Eitelkeit mich als Heldin rühmen zu hören. Und wenn ich Ihnen bei Gott versichre, daß ich jede Stunde den unseligen Entschluß verwünsche, der mich zum Heer führte, daß ich jede Freude meines Lebens gern hingäbe, könnte ich dadurch mich von dem Schuldbewußtsein und der unabläßigen Qual befrein, die auf mir lastet — Sie glauben mir doch nicht!“

„Alles würde Ihnen mein Herz glauben, auch das Unbegreiflichste“ — betheuerte Wolkonsky — „doch

Sie sprachen von einer schweren Schuld, die auf Ihnen laste und ich suche umsonst, worin sie bestehn könnte."

Gabriele richtete ihre Augen durchdringend auf den Polen: „Sie fänden keine Schuld? Haben Sie denn vergessen, warum unser treuherziger Freund, der uns zu retten ausgegangen war, von uns verlassen und preisgegeben wurde, warum er hülflos, verzweifelnd nach uns rufend, drüben am Ufer stand und vor unsern Augen von den feindlichen Kugeln durchbohrt niedersank? War ich nicht, rächte sich nicht in jener Stunde die verletzte Weiblichkeit an mir durch feige Angst und Todesfurcht — er hätte seine Kameraden treu seiner harrend gefunden, hätte sich mit ihnen über den Strom gerettet."

„Nein" — widersprach Wolkonsky — „er und wir wären insgesammt von den Kugeln erreicht worden, Keiner hätte sich gerettet. Hab' ich nicht Recht, Ewald?"

„Meinen Sie, daß dieß vielleicht mich beruhigen kann?" fuhr das Mädchen mit steigender Leidenschaft in ihrer Selbstanklage fort. „Und als ob es noch nicht genug gewesen wäre an dem durch mich verschuldeten Blute, mußte ich mit eigner Hand noch

einen Mord begehn. Beschönigen Sie nicht die That sinnloser Verzweiflung, verabscheuungswürdiger Rache. Das war nicht Kampf und Vertheidigung — was hatte ich zu kämpfen? das war schnöder, feiger Mord an einem edlen Manne, der gewiß den wehrlosen Feind beschützt, der alles gethan haben würde ihn zu retten, wenn Rettung noch möglich gewesen. O die Strafe für mein unweibliches Thun hat mich noch ereilt, als ich es bereits erkannt hatte und nichts heißer wünschte, als mich aus der unseligen Verstrickung zu befrein, da hat mich die Vergeltung um so furchtbarer getroffen und für immer elend gemacht!"

Sie brach in Thränen aus, stand auf und verließ das Zimmer. Wolkonsky sah ihr kopfschüttelnd nach, Ewald blickte düster vor sich nieder.

„Ich begreife diese schwärmerische Selbstquälerei nicht, ich erkenne den Feuergeist Deiner Schwester nicht wieder. Sollte sie den plumpen Schwaben wirklich geliebt haben?"

„Er hätte es verdient" — erwiderte Ewald verletzt — „denn in der plumpen Hülle schlug das treueste, das edelste und zarteste Herz. Aber daß sie ihn geliebt, glaube ich dennoch nicht. Nein, sie ist in allem

wahr und ich verstehe sie vollkommen. Ihr ganzes Wesen kann nur athmen in der strengsten und reinsten weiblichen Sitte, darum ist ihr die Brust so beengt von dem Gefühl, hierin sich selbst untreu geworden zu sein. Das unselige Geschick jener letzten Stunde unsrer Flucht wird sie wohl nie überwinden können, es wird immer als blutiges Gespenst vor ihrer Seele stehn."

„Mit Verlaub" — nahm Steffen das Wort, der sich bis jetzt bescheiden zurückgehalten hatte — „ich glaube noch nicht, daß es gar so schlimm ausgefallen ist. Wie's um Herrn Gwinner steht, das kann man freilich nicht wissen, aber den Schuß von Fräulein Gabriele kenne ich ganz genau. Wir auf dem Walde haben ein scharfes Auge für so etwas und ich habe oft genug auf's Haar gesagt, wo's in die Scheibe eingeschlagen hatte und mich um keinen Ring geirrt. Die Kugel ist wohl durch den Helm des preußischen Offiziers gegangen, doch ich wette drauf, daß sie ihm den Kopf kaum gestreift hat, denn sie ist ziemlich weit oben in dem Adler eingedrungen, ich habe das Loch gesehn."

„Es thäte mir leid, wenn Du Recht hättest, wackrer Steffen," versetzte Wolkonsky, „Herr von Lossow

konnte nichts klügeres thun, als sich auf eine so anständige Weise verabschieden. Indeß gleich viel, die Race stirbt doch nicht aus. Sagen wir übrigens Gabrielen nichts von der Vermuthung Steffens, es würde ihre Unruhe nur vermehrn. — Frisch getrunken, Kameraden, der Cliquot ist echt. Es giebt doch nichts behaglicheres als nach Wochen voll Kriegstanz, Hunger, Durst und elender Quartiere, in solch einem Hotel so vortrefflich zu speisen! Wie freu' ich mich darauf, ein paar Monate in dem lieben Straßburg wieder zu verleben. Wir wollen uns schon amüsiren, mein Kapitän, Du sollst schon aufthaun im Kreise meiner hiesigen Freunde, da sollst Du das Leben genießen lernen. Sind wir nicht jung? Sind wir nicht frei? Stoß' an, Ewald: vive la joie, vive l'amour!"

Doch bei Ewald fanden diese Aufforderungen zur Freude keinen Anklang.

Wolkonsky erhob sich endlich und sagte, er wollte alte Bekannte aufsuchen. „Ich fordere Dich noch nicht auf, mich weiter zu begleiten als bis in das nächste Magazin, damit wir für Deine äußere Umwandlung sorgen können, denn die Bluse steht Dir zwar vortrefflich, verschließt Dir aber die Salons.

Auch meine Garderobe, die ich kluger Weise schon von Heidelberg aus hierher geschickt hatte, ist ganz und gar zu Deiner Verfügung."

Ewald lehnte das eine wie das andere ab und erklärte, vor der Hand sich so wie jetzt behelfen zu wollen, bis seine eignen Sachen angekommen wären.

Als Wolkonsky sich entfernt hatte, begab sich Ewald mit Steffen in das Zimmer seiner Schwester. Dort beriethen die Drei was sie beginnen sollten. Ewald sprach den festen Entschluß aus, keine Unterstützung von Wolkonsky anzunehmen, sondern alsbald eine bescheidne Wohnung für sich und seine Schwester zu suchen und sich um irgend einen Erwerb zu bemühn. Gabriele trat dem Vorsatz ihres Bruders entschieden bei und erklärte, jede ihr mögliche Arbeit gern übernehmen zu wollen. Steffen meinte, ihm sei es einerlei, ob er als Porzellanmaler oder als Holzmacher oder als sonst was unterkäme, wenn er nur mit in Straßburg bleiben könne.

Sie beredeten, Steffen solle einen andern Weg durch die Stadt einschlagen als die Geschwister, in ein paar Stunden wollten sie sich bei dem Münster wieder treffen.

Als die Geschwister nun mit einander durch das

lebhafte Treiben der volkreichen Stadt wanderten, ohne ein bestimmtes Ziel, ohne Aussicht und Hoffnung, wurde es ihnen schwer um das Herz bei dem Gedanken an ihre Zukunft. Sie gingen in ein paar Häuser, an denen miethfreie Wohnungen angezeigt waren, doch es wollte nichts für ihr Bedürfniß passendes sich finden, die Preise waren theuer, die Hausbesitzer zeigten auch Mißtrauen und forderten Vorauszahlungen, die Ewalds Mittel überstiegen. Ewald erfragte einige chemische Fabriken und bot seine Dienste dort an, aber Zeugnisse über seine Kenntnisse hatte er nicht, er mußte sogar gestehen, die speziellen Fabrikzweige noch nicht praktisch ausgeübt zu haben und so erhielt er überall zur Antwort, daß die Stellen, die seiner Bildung entsprächen, schon besetzt wären.

Tief niedergeschlagen von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen langten die Geschwister nach mehreren Stunden auf dem Münsterplatze an und gingen, da sie Steffen nicht trafen, im Schatten der Gebäude auf und ab.

„Sei muthig meine Gabriele," suchte Ewald die Schwester emporzurichten, „ich habe in unsrer Heimath arbeiten und jede Arbeit ehren gelernt, darum

kann mir's auch hier nicht fehlen, irgend einen geringen, redlichen Erwerb zu finden."

„Mir ist alle Hoffnung zunichte geworden, ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich die Quelle alles Unheils bin, das Dich bisher betroffen hat. Ohne mich lebtest Du jetzt daheim in der Fülle des Glücks, ich habe Dich in's Elend gezogen und nichts wird Dir gelingen, so lange Du Dein Schicksal mit dem meinigen verknüpfst."

„Laß ab von dieser schwermüthigen Thorheit. Ich habe nach Ueberzeugung gehandelt und bin bereit auch die letzten Folgen meines Thuns zu tragen. Aber Dir steht der Heimweg offen, entschließe Dich zurückzukehren."

„Gehst Du mit mir?"

„Nein. Ich bin nicht mehr der jugendliche Schwärmer von damals, ich habe seitdem genug durchlebt, über die Schuld unsrer Eltern jetzt milder zu urtheilen, aber um so schwerer drückt mich die Schuld des Undanks gegen den Oheim, sie versperrt mir die Rückkehr. Vergiß auch nicht, daß die Reaktion in Deutschland überall siegreich ist und mir ein schweres Schicksal bereiten würde. Darum steht

mein Entschluß fest, hier zu bleiben und den Kampf mit dem Glück hier zu bestehn."

„Dann bleibe auch ich. Ich weiß wohl, sie würden mich liebevoll aufnehmen und mit zarter Schonung meinem Gram zu lindern suchen, aber ohne Dich fehlte mir der letzte Halt, den ich noch habe, ich fühle, daß ich in Trübsinn und Sehnsucht mich verzehren müßte. Darum stoße mich nicht hinweg von Dir, ich will ja jede Anstrengung, jede Entbehrung willig tragen!"

Ewald betheuerte ihr, daß er nichts lieberes wisse, als mit ihr zusammen sich einen eignen Herd zu gründen. „Das war ja seit Jahren schon unser Wunsch und unsre Hoffnung. Weißt Du wie oft wir, noch als halbe Kinder, zumal wenn Du Dich mit Mathilden veruneinigt hattest, uns die Zukunft so ausgemalt haben mit den hellsten und heitersten Farben? Wie wir uns gelobten, nicht zu heirathen? Das Alles kann nun in Erfüllung gehn, zwar nicht so freudig und gemächlich als wir damals träumten, aber die reinste Liebe wird Deinen wie meinen Schmerz allmälig heilen und unsre Dürftigkeit golden verklären."

„Dank, tausend Dank, mein theurer Bruder!“ sprach Gabriele und drückte innig seine Hand.

Sie gingen noch immer auf dem Marktplatze hin und wieder, sie umschritten den erhabnen Münsterbau, traten die Stufen zum Portal hinauf und schauten in die kühle, himmelanstrebende Halle, durch deren ernste Schatten Ströme wunderbaren Lichtes, aus der gemalten Fensterrose herab, auf die dunklen Steinmassen sich ergossen und um die gewaltigen Pfeiler bunten Blumenglanz woben.

„O wie erhaben und heilig und doch so erbarmungsvoll mild!“ flüsterte Gabriele. „Hierher will ich flüchten, so oft meine Pein unerträglich wird, hier muß ein krankes Herz genesen können!“

„Thu' es, versenke Dich in den Geist des Meisters, der diese Hallen gewölbt hat, der aus jedem Steine dieses wunderbaren Baues spricht. Laß Dich von den Schwingen seines erhabnen Gedankens, laß Dein Gefühl von der schlichten, rührenden Innigkeit dieser Bildwerke, von den Klängen der Orgel, von dem zaubrischen Farbenglanze, der sich mild mit der geheimnißvollen Dämmerung vermählt, hoch empor tragen und wohl Dir, wenn Du darin Befriedigung und Ruhe findest.“

Die Geschwister wandelten, Steffen erwartend, an der Häuserreihe dem Münster gegenüber auf und ab. Ewald fragte seine Schwester, ob sie nicht in einem Kaffeehause, dessen Gäste unter einem Zeltdache im Freien saßen und das Herannahen der Abendkühle erwarteten, eine Erfrischung nehmen wolle. Gabriele lehnte es ab, doch sie blieb vor einem Frucht- und Blumengewölbe stehn, das sich im Erdgeschosse eines der alten schönen Häuser befand und seinen duftigen, farbigen Reichthum zierlich und lockend aufgebaut zur Schau trug. Ein paar Tischchen und leichte Strohsessel luden zu behaglichem Genusse in der kühlen Wölbung ein, doch sah man in dem Laden Niemand anders als das blonde Lockenköpfchen eines Kindes, das halb versteckt zwischen den mit Orangen und andern Früchten hochbeladenen Schalen und blühenden Topfgewächsen aller Art, eifrig in einem Buche las.

„Sieh die reizende Kleine!“ sprach Gabriele.

„Wenn Dir's recht ist, wollen wir hier auf Steffen warten, wir können ja den Platz überschaun.“

Die Geschwister traten in das Gewölbe. Die Kleine sprang auf und sprach geläufig in echtester

Straßburger Mundart, „brauchts a Struß? da sin Arikle, Duliba, Zirrinke un Schaßmeng.“

Gabriele erwiderte freundlich: „von Deinen Blumen suche ich mir vielleicht nachher aus, jetzt gieb uns aber von diesen köstlichen Ananas-Erdbeeren.“

Das Kind schaute verwundert zu Gabrielen empor: „ja sind Sie denn nicht aus dem Elsaß? und tragen sich doch ganz wie die Bauermädle? Oh ich kann auch hochdeutsch, mit meiner Mama spreche ich nur hochdeutsch, denn wenn sie auch eine Pariserin ist, so war ihre Mutter doch eine Deutsche und ich verstehe kaum erst ein Bissel französisch.“

Die Kleine bediente ihre Gäste geschäftig und gewandt, dann trat sie zurück, wählte sich aber ihren Platz hinter einem Staudengewächse so, daß sie zwischen den breiten Blättern hindurch immer Gabrielen betrachten konnte und sah diese sich nur ein Mal um, gleich war das Kind bei ihr, fragte, ob sie noch etwas wünsche und rühmte mit anmuthiger Redseligkeit den Wohlschmack der verschiedenen Obstsorten.

Auch Gabriele fühlte sich zu dem Kinde hinge-

zogen, strich ihm liebkosend über die hellen Locken und fragte es nach seinem Namen.

„Marion heiß' ich, Marion Bertrand. Meine Mutter hat einen schönen Garten draußen im Pflanzbad. Oh den müssen Sie sehn, da sind Treibhäuser drin, Blumen, Obstbäume und Beersträucher. Dort wohnen wir auch in einem allerliebsten kleinen Haus — aber es ist ein gar weiter Weg bis hierher, sehr anstrengend für Mama und jetzt muß sie jeden Tag mehrmals hin und wieder gehen, seit die böse Lissel von uns fort ist."

„Da mußt Du wohl Deiner Mutter desto mehr helfen?"

„Ach wenn ich nur schon etwas größer wäre!" seufzte Marion. „Ich bin erst vorigen Monat acht Jahre alt geworden und kann das Gewölbe doch nicht gut allein besorgen. Sie müssen nicht denken, daß es immer so leer bei uns ist, wie jetzt, es kommen gar viele Leute, Herren und Damen, denn unsre Früchte sind berühmt und Niemand in ganz Straßburg versteht ein so elegantes Bouquet zu binden wie Mama."

So erzählte die Kleine fort von den vielen Geschäften im Garten und daß ihre Mutter keine

andre Hülfe habe als einen alten Taglöhner. Freilich sei jetzt der Kapitän, der in der Mansarde gewohnt hätte, in eine andre Garnison versetzt worden und vor wenigen Tagen abgereist, aber die Lissel fehle doch an allen Orten und Enden. „Wer hätte das gedacht, daß die hübsche Lissel so undankbar gegen Mama sein könnte!“

Gabriele sah dem Plaudermäulchen an, daß es gar so gern zu weitern Erzählungen angeregt sein wollte und fragte es darum, worin denn die Lissel so undankbar gewesen sei.

Marion warf erst einen forschenden Blick nach Ewald hinüber, doch als sie bemerkte, daß der junge Mann dem Gespräche auch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte, sondern mit sehr ernsten Gedanken beschäftigt war, nahm sie auf einem Strohschemel vertraulich bei Gabrielen Platz und erzählte ihr mit gedämpfter Stimme: „sehn Sie, Madame, die Lissel ist als ein ganz armes Bauermädel zu uns gekommen, sie verstand nichts, als ein wenig von den Blumen, denn ihr Vater war ein Gärtner. Mama hat sich so viel Mühe gegeben, ihr etwas hochdeutsch und bessere Manieren beizubringen und hat ihr viele hübsche Kleider geschenkt. Wie sie nun

für Mama nützlich geworden war, da hat sie immer im Gewölbe sein wollen, weil ihr die vornehmen Herren Artigkeiten sagten und zu Hause hat sie dann mit unserm Kapitän kokettirt. Das durfte Mama doch nicht leiden?"

„Weißt Du denn schon was kokettiren ist?" fragte Gabriele ernst.

„Nein, Madame!" antwortete Marion unbefangen. „Es muß aber nicht schicklich sein, denn ich habe gehört, wie Mama die Liffel gar sehr darüber gezankt hat. Die Liffel ist so trotzig und impertinent geworden, daß Mama sie hat fortschicken müssen und woher sollen wir nun geschwind eine andre Person nehmen? Sie glauben gar nicht, wie schwer das hält, Jemanden zu finden, der Geschick hat für das Geschäft und gefällige Manieren und der doch nicht zu große Ansprüche macht."

Gabriele hatte dem altklugen aber lieblichen kleinen Ding anfangs nur gutmüthig duldsam zugehört, auf ein Mal aber nahm sie lebhafteres Interesse an dem Geplauder und that mancherlei Fragen nach den häuslichen Verhältnissen von Frau Bertrand und nach der Wohnung, die der Hauptmann inne gehabt hatte.

Ewald war inzwischen aufgestanden und ungeduldig auf den Platz hinausgegangen, um nach Steffen auszuschaun. Jetzt trat eine junge, feingekleidete Frau eilig in das Gewölbe. Marion sprang ihr mit dem Rufe: „da kommt Mama!“ frohlockend entgegen, umfaßte sie und hielt ihr das rothe Mündchen zum Kusse entgegen.

Frau Bertrand war eine zierliche, schmiegsame und doch volle Gestalt, ein paar braune Löckchen, die sich keck unter dem glatten Haarscheitel hervordrängten, die blühende Farbe der Wangen und die leicht aufgeschürzte Oberlippe, die gern lächelnd eine schimmernde Reihe kleiner Zähne enthüllte, verliehn ihrem Gesicht den Ausdruck reizenden Muthwillens, zu dem die freundlichen braunen Augen trefflich stimmten. Sie küßte ihr Kind zärtlich, nannte es, mit kaum durchklingender französischer Betonung ihr Liebchen, ihren Engel, ihr buschberle Schäzle und wandte sich dann erst leicht grüßend an Gabrielen.

Marion zog die Mutter geschäftig bei Seite und flüsterte ihr die Erlebnisse der letzten Stunde zu. Gabriele wartete bis der Bericht zu Ende war, dann trat sie näher und sagte: „Ihr liebes Töchter-

chen hat schon Freundschaft mit mir geschlossen und mir so viel aus Ihrem Hause mitgetheilt, daß ich es wage, Ihnen eine Bitte auszusprechen."

„Ah pardon Mademoiselle! auch ich bin durch Ihre Kleidung getäuscht worden!" entschuldigte sich die Blumenhändlerin. „Bitte nehmen Sie wieder Platz und sprechen Sie, es würde mich freun, Ihnen gefällig sein zu können!"

Gabriele erzählte, daß sie und ihr Bruder, aus Baden flüchtig, hierher gekommen wären um ein Asyl zu finden, daß sie nach einer ihren beschränkten Verhältnissen angemessenen Wohnung und nach einem bescheidnen Erwerbe suchten. Das in Frau Bertrands Hause freistehende Quartier werde der Beschreibung nach ihrem Wunsche vollkommen entsprechen, wenn der Preis ein nicht zu hoher sei.

Marion klatschte vor Freuden in die Hände und bestürmte ihre Mutter, augenblicklich ja zu sagen, es wäre zu schön, wenn Demoiselle bei ihnen wohnte.

Frau Bertrand wies die Kleine zur Ruhe und erwiderte ziemlich kühl, es würde sie wohl freuen, Personen die für eine edle Sache litten, ihre Sympathie bethätigen zu können, doch die kleine Mansarde werde den Ansprüchen der Dame und ihres

Bruders schwerlich genügen und sei zudem schon halb und halb versagt.

Es kostete Gabrielen Ueberwindung, sich durch diese Antwort nicht abweisen zu lassen. „Ich weiß wohl, daß ich als Fremde und in einer eben so hülflosen wie zweideutigen Lage kaum hoffen darf, Ihnen Vertrauen einzuflößen und dennoch wiederhole ich meine Bitte. Das Unglück hat uns gelehrt, uns mit dem Nothdürftigsten zu begnügen. Mein Bruder und ich sind entschlossen, uns jeder Arbeit zu unterziehn. Er hat Fähigkeiten, Bildung und Kenntnisse, die ihm überall zu einer anständigen Stellung verhelfen werden, doch bedarf es natürlich einiger Zeit, bis sich Gelegenheit dazu findet. Ich hatte in den letzten Tagen vergeblich nachgesonnen, wie ich ihm einen Theil seiner Sorgen abnehmen könnte. Da erzählte mir Ihre Marion, in welcher Verlegenheit Sie sich befänden und es stieg eine Hoffnung in mir auf. In meiner Heimath war es schon meine liebste Beschäftigung, die Blumen unseres Gartens zu pflegen und sie dankten es mir stets durch fröhliches Gedeihn. Ich glaube, ich könnte Ihnen in Ihrem Geschäfte nützlich sein. Nehmen Sie mich als Gehülfin an, versuchen Sie

es wenigstens mit mir, an gutem Willen, noch zu lernen was nöthig ist, fehlt es mir wahrlich nicht!"

Es lag etwas Ergreifendes darin, wie sich die stolze Gabriele vor der ihr fremden jungen Frau zu niedrer Dienstbarkeit erbot. Die kleine Marion flüsterte ihrer Mutter zu: „o bitte, bitte, liebe Mama, thu' es doch! Sieh nur die weißen, schmalen Hände, die werden unsre Blumen ganz anders pflegen als die plumpen Finger der Liffel. Ach sie ist gar so schön und gar so unglücklich."

Frau Bertrand sah Gabrielen mit forschenden Blicken an, sie war noch unschlüssig, ob sie die Bitte gewähren sollte. Da trat Ewald wieder ein, grüßte die fremde Dame mit einer stummen Verbeugung und sprach zu seiner Schwester: „komm, Gabriele, wir warten vergeblich auf Steffen. Laß uns in den Gasthof zurückkehren und morgen unser Glück von Neuem versuchen. Liebe Kleine, sage mir, was ich schuldig bin."

Auf Frau Bertrand hatte Ewalds Wesen und Erscheinung einen merkbaren Eindruck gemacht und zu Gunsten der Geschwister den Ausschlag gegeben. Sie wandte sich zuerst an Ewald und sagte mit gewinnender Liebenswürdigkeit: „ich hoffe im Gegen-

theil, daß wir uns nicht sobald von einander trennen werden, mein Herr. Mademoiselle hat mich durch die Mittheilung der rühmlichen Veranlassung Ihres Exils und Ihrer augenblicklichen Verlegenheit hoch geehrt und ich schätze mich glücklich, Ihnen in meinem Hause ein bescheidnes, doch nicht unfreundliches Asyl gewähren zu können. Auch Ihr Anerbieten nehme ich an, Mademoiselle. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß Sie Geschmack und Geschick genug besitzen, um Ihre Unterstützung mir dadurch werthvoll machen zu können, nur Ihre zarten aristokratischen Hände hatten mein Bedenken erregt. Enfin! versuchen wir es mit einander, ich hoffe daß wir uns vertragen werden, denn ich empfinde bereits etwas von der Sympathie, die mein kleines Plaudermündchen da schon ganz und gar an Sie gefesselt hat."

Marion fiel ihrer Mutter jubelnd um den Hals und erdrückte sie fast mit Liebkosungen, auch Gabrielens Gesicht verklärte zum ersten Male wieder ein Strahl der Freude. Sie überraschte ihren Bruder auf das Angenehmste durch die Mittheilung des unverhofften Glücks und Beide sprachen der liebenswürdigen Frau ihren innigen Dank aus.

Es wurde verabredet, daß Marion die Geschwister

erst nach dem Gasthofe begleiten und dann sogleich in ihre neue Wohnung einführen solle. Die Kleine hatte im Nu ihr Hütchen aufgesetzt, nahm dann aus einer Blumenschale eine herrliche, blaßgelbe Theerose und ein paar dunkelrothe Nelken, steckte sie in Gabrielens Bauernmieder und sprach: „hätte ich schönere Blumen, ich schenkte sie Dir auch; ich finde aber keine, die Dir ähnlicher wären. Nicht wahr, Du erlaubst mir, daß ich Dich Du nenne?“

Gabrielens Augen wurde feucht, als sie die Kleine zärtlich in die Arme schloß.

„Ich könnte schon eifersüchtig werden auf Ihre Schwester!“ wandte sich Frau Bertrand an Ewald.

„Sie haben so wenig Ursach dazu“ — erwiderte er aus vollem Herzen — „als die Blumen, die Ihre Hand verbindet; man bewundert die Schönheit einer jeden neben der andern um so mehr und wohin die kleine Biene doch stets zurückkehren wird, daran zweifelt das Mutterherz gewiß nicht.“

Die schöne Frau dankte mit anmuthigem Lächeln, Gabriele, Marion und Ewald verabschiedeten sich von ihr. Marion bat noch ihre Mutter, heute das Gewölbe nicht so spät zu schließen, sondern früher als gewöhnlich nach Hause zu kommen.

Auf dem Platze begegnete ihnen Steffen und erzählte, daß er nach stundenlangem Herumlaufen endlich einen Porzellanmaler gefunden habe, der ihm Arbeit geben wolle. Zu dem Unternehmen Gabrielens schüttelte er den Kopf und meinte, das scheine ihm doch eigentlich nicht passend. Er tröstete sich nur damit, daß es Herrn Ewald ja gar nicht fehlen könne, eine Stelle zu erhalten, die Fräulein Gabriele solcher Arbeit überhebe. Bereitwillig erbot er sich, das geringe Gepäck der Geschwister nach der neuen Wohnung zu tragen.

Wolkonsky war von seinem Ausgange noch nicht zurückgekehrt; Ewald beauftragte den Kellner, ihm das Nöthige auszurichten und verließ den Gasthof leichten Herzens.

Marion ging Hand in Hand mit Gabrielen voran und war die Führerin durch eine Unzahl verworrener, enger Gäßchen bis sie in einen ruhigeren, entlegnen Theil der Stadt kamen, in dem die Häuser, minder hoch, zum Theil aber noch sehr alterthümlich, weiter auseinander rückten und oft nur durch Gartenmauern mit einander verbunden waren. Wo schon die grünen Festungswälle die Grenze der Stadt bezeichneten, machte die Kleine vor einem neueren, nur

aus einem hohen Erdgeschoß und einer Mansarde bestehendem Hause hält. Sie schloß die Thüre auf und führte ihre Freunde die Treppe hinauf in eine geräumige, helle Stube, deren drei Fenster nach der stillen Straße zu gingen und die vollständig, zwar einfach, aber in gutem Geschmack möblirt war. Neben der Stube befand sich, nach der Hinterseite des Gebäudes hinaus, eine schmale Schlafkammer, in welche gerade die Abendsonne ihr rothes Licht warf. Von dem Fenster aus übersah man mehrere aneinanderstoßende, wohlgehaltene Gärten. Der zum Hause gehörige zeichnete sich vor allen durch sorgfältige Benutzung, durch seinen Reichthum an Blumenbeeten und Obstbäumen und durch ein seitwärts angebautes, langes Gewächshaus aus.

„Nun, ist es nicht gar schön hier?“ fragte die Kleine mit gerechtem Stolze.

„Sehr, sehr schön! Die Aussicht auf die herrlichen Gärten heimelt mich an,“ versetzte Gabriele.

„Hier schläfst Du und nun werde ich Ihnen zeigen, wo Ihr Schlafzimmer ist.“

Marion ging durch die Wohnstube zurück über den Vorsaal und öffnete eine, auf der entgegengesetzten Seite befindlichen Thüre zu einem nicht minder

freundlichen kleinen Zimmer, dessen Fenster gleichfalls nach den Gärten hinaus gingen.

Selbst Steffen war damit zufrieden, wie seine Freunde untergebracht waren und empfahl sich mit dem Versprechen, des andern Tags wiederzukommen; er hatte ein Quartier in der Nähe seines Arbeitsherrn gefunden.

Marion sorgte erst für alles, was zur Bequemlichkeit ihrer neuen Hausgenossen nöthig war und holte sie dann in die untern Räume des Hauses ab.

Frau Bertrand bewohnte mehrere, nach der Straße zu liegende, sehr elegant eingerichtete Zimmer. An diese stieß ein Saal, der in seiner ganzen Breite nach dem Garten zu offen war, bei rauher Jahreszeit aber durch Glaswände abgeschlossen werden konnte, weil die Orangen, Granaten, Oleander und andre südliche Gewächse, die jetzt auf der Terrasse standen, in ihm überwintert wurden. Jetzt bot er einen kühlen, angenehmen Aufenthaltsort. Es waren blühende Pflanzen in großer Anzahl nach ihren Arten geordnet und zierlich zusammengestellt, Blumentischchen prangten mit dem Auserlesensten, das Verlangen der Käufer anzureizen, und die ausländischen Früchte wurden hier in größeren Vorräthen aufbewahrt bis

man sie nach und nach in das Gewölbe schickte. Marion erzählte, daß im Winter auf Gestellen rings an den Wänden herum auch das im Herbst geerntete Obst lagre, soweit es nicht im Keller und auf dem Boden untergebracht werde, und daß dann auch hier wie in der Vorrathskammer nebenan, die schönsten Trauben an aufgespannten Schnuren hingen und sich so bis gegen das Frühjahr hin erhielten.

Auch das Gewächshaus, das im rechten Winkel an das Wohngebäude anstieß und seine Verbindung mit demselben durch eine Seitenthüre der Vorrathskammer hatte, erwies sich zweckmäßig eingerichtet und in bester Ordnung.

Eine Zwischenwand schied die größere, kühl zu haltende Abtheilung desselben von einer kleineren, am Ende des Gebäudes, wo die Palmen und andern tropischen Pflanzen ihren Platz hatten, die einer beständigen feuchten Wärme bedürfen. Wie überall zeigte sich auch hier das Walten eines feinen Sinnes, der bestrebt ist, Alles um sich her geschmackvoll anmuthig zu ordnen. Die Gewächse standen mehr in Gruppen als in Reihen, ein fließendes Wasser rann in ein mit Tuffstein umgekleidetes, von Epheu umranktes und mit herabhängenden Stauden umgebenes

Becken. Dicht dabei waren, in der äußersten Ecke, die größten Fächer- und Pisang-Palmen und wandartig gezogene Myrten halbkreisförmig so aufgestellt, daß sie im Innern eben Raum ließen für eine niedrige Sophabank und so den reizend lauschigen Platz fast ganz abschlossen.

Marion zog ihre Freundin neben sich auf die Bank und sagte: „sieh Gabriele, das ist unser Wintergarten, da sitzen Mama und ich Abends wenn es draußen schneit und stürmt und merken nichts davon, sondern lesen oder plaudern, oder ich schmiege mich an Mama und sie erzählt mir von dem prächtigen Leben in Paris. Weißt Du, wenn Mama erst reich genug ist, dann verkauft sie ihr Etablissement und dann ziehn wir wieder nach Paris. Oh wie freue ich mich schon darauf!"

„Glaubst Du, daß es Dir in der großen Stadt gefallen würde, wo Du kein so reizendes Haus, keinen Winter- und keinen Sommergarten haben kannst?" fragte Gabriele.

„Aber die Feste, die Bälle, die Pracht!" versetzte die Kleine eifrig. „Mama sagt, nirgend in der Welt sei es so schön als in Paris und Mama muß das doch wissen."

Ewald hatte sich in sein Zimmer begeben, um an Jungfer Hepp nach Heidelberg zu schreiben, daß sie ihm die zurückgelassenen Koffer hierhersende. Gabriele ging in den Garten, goß die Blumen mit Hülfe Marions und ließ sich in den neuübernommenen Geschäften unterrichten. Als die Dunkelheit einbrach wurde ein Tisch im Gartensaal für das Abendessen gedeckt und die Lampe angezündet.

Frau Bertrand ließ nicht mehr lange auf sich warten. Sie trug erst die Tages-Einnahme und Ausgabe in ihre Bücher ein und notirte die Bestellungen, die morgen auszuführen waren, wobei sie Gabrielen gleich unterrichtete, in welcher Weise sie die Ablieferungen in das Gewölbe oder unmittelbar an die Käufer anzumerken hätte. Dann bat sie die Geschwister am Abendessen Theil zu nehmen und verstand auf's Beste, die Pflichten einer freundlichen Wirthin zu erfüllen.

Sie erzählte mit natürlicher Offenheit wie sie vor neun Jahren von Paris nach Straßburg gekommen war. Ihr Vater, ein sehr gelehrter Mann, wie sie versicherte, hatte es doch nicht weiter gebracht, als durch Privatunterricht seinen Lebensunterhalt zu verdienen und sich ziemlich spät mit ihrer Mutter,

einer deutschen Erzieherin in einem vornehmen Hause, verheirathet. Trotz aller gemeinschaftlichen Anstrengungen glückte es ihnen nicht zu einer sorgenfreien Existenz zu gelangen und als sie Beide kurz nacheinander starben, ließen sie ihr einziges Kind, die vierzehnjährige Hortense, schutz- und hülflos zurück. Hortense trat in ein bedeutendes Modegeschäft als Arbeiterin ein und wußte sich durch Fleiß und Sparsamkeit, zumal da ihr von der Eigenthümerin später die Buchführung anvertraut und sie dadurch besser gestellt wurde, ein kleines Kapital zu erwerben. Sie lernte Herrn Bertrand kennen, der in einer großen Handelsgärtnerei Gehülfe war und viel Lust, aber wenig Aussicht hatte, sich selbständig zu etabliren. Da hinterließ ein kinderloser Oheim Herrn Bertrand das Haus und den Garten in Straßburg. Das Brautpaar beschloß, hierher überzusiedeln, weil es vortheilhafter erschien, ein schon bestehendes Geschäft fortzusetzen, als ein neues, mit geringen Mitteln in Paris zu begründen. Die Einrichtungen wurden nach großstädtischem Muster verbessert und erweitert. Hortense fand sich leicht darein, statt künstlicher Blumen natürliche geschmackvoll zusammen zu stellen und unterstützte ihren

Mann auf das thätigste. Sie mietheten das Gewölbe am Markte und alles ging vortrefflich, bis vor vier Jahren der Tod Herrn Bertrand abrief. Die junge Wittwe hatte große Mühe, das schwunghafte Geschäft in seinem bisherigen Gange zu erhalten, doch es glückte ihr durch eigene Anstrengung und durch den Beistand wohlgesinnter Freunde ihres Mannes, so daß sie jetzt mit gerechtfertigter Genugthuung auf die Früchte ihrer Arbeit blicken und sie genießen konnte.

Die Geschwister zollten solcher Thätigkeit den verdienten Beifall und Frau Bertrand oder Hortense — wie sie von Freunden genannt zu werden wünschte — bat nun Ewald, ihr so viel aus seinem Leben mitzutheilen, daß sie im Stande sei, ihm zu einem Unterkommen behülflich zu sein.

Ewald vermied es, von seinen früheren glänzenden Verhältnissen und von seinem Oheim zu sprechen, er erwähnte nur, daß er seine juristischen Studien aufgegeben habe, um die Leitung einer Glashütte und Porzellanfabrik zu übernehmen, daß er sich hierfür praktisch und wissenschaftlich ausgebildet und daneben auch Kenntnisse im Kaufmännischen sich erworben habe.

Hortense sann eine Weile nach, dann äußerte sie, daß sie nicht wisse, auf welche Weise Ewald seine chemischen Studien hier verwerthen könne, daß sie aber hoffe, ihm im Comtoir eines bedeutenden Kaufmanns, eines Freundes ihres verstorbenen Mannes, eine Anstellung zu verschaffen und dafür wolle sie sich morgen schon verwenden.

Ewald erklärte sich zur Uebernahme einer solchen Stellung mit Freuden bereit und es wurde weiter verabredet, daß Ewald in seinen Mußestunden Frau Bertrand bei Führung der Geschäftsbücher und der ziemlich ausgebreiteten Handelscorrespondenz unterstützen solle.

„Wenn Sie das thun und wenn Demoiselle Gabriele mir so wie ich wünsche hier im Garten an die Hand geht" — sprach Hortense — „bin ich für Kost und Wohnung reichlich entschädigt. Für Ihre andern Bedürfnisse bleibt Ihnen dann Herrn Ewalds Salair ungeschmälert. Ich will auch eine Aufwärterin zur Besorgung der Hausarbeiten annehmen und so hoffe ich, daß Ihr hiesiger Aufenthalt ein angenehmer, sorgenfreier sein wird und daß ich mich Ihrer Hausgenossenschaft für längere Zeit zu erfreun habe."

Marion ließ schon längst das Köpfchen müde hängen und mahnte dadurch zum Aufbruch. Sie küßte Gabrielen halb verschlafen, versprach ihr aber, sie morgen bei Zeiten zu wecken. Man wünschte einander gute Nacht, Ewald begleitete seine Schwester bis in das Wohnzimmer und sagte zu ihr: „o welch liebenswürdige, anmuthige Frau! Wir können uns glücklich preißen und wem anders verdanken wir diese ersehnte, freundliche Zufluchtsstätte als Dir allein? Jetzt bekenne, daß Deine düstre Prophezeihung nichts weiter als ein Wahn der Schwermuth war und daß Du mir Glück statt Unheil gebracht hast.“

„Möchte es so sein!“ erwiderte Gabriele. „Jetzt gute Nacht, mein geliebter Bruder!“ —

Am andern Morgen waren die Frauen schon zu früher Stunde in Thätigkeit, Ewald begleitete dann Hortense nach dem Gewölbe, besprach sich mit ihr über den kaufmännischen Betrieb des Geschäftes, in den er von nun an mit eingreifen sollte und freute sich dabei über den klaren, scharfen Verstand der jungen Frau. Nachdem er die eingegangenen Briefe an sich genommen hatte, um sie zu Hause zu beantworten, begab er sich vorerst in den Gasthof.

Er traf Wolkonsky und dieser verhehlte nicht,

daß der plötzliche Umzug der Geschwister ihn tief gekränkt habe. „Das war nicht kameradschaftlich von Dir gehandelt, Du konntest doch wahrlich ein paar Wochen mit mir in voller Freiheit leben, durch mich Bekanntschaften machen, die Dir Gelegenheit verschafft hätten, eine neue ehrenvolle Laufbahn einzuschlagen! Was brauchtest Du über Hals und Kopf das erste Anerbieten anzunehmen, das Dir gewiß nur ein dürftiges Auskommen gewährt und die Aussicht auf eine angemessene Stellung in der Gesellschaft vereitelt? Oder hat man mir fälschlich berichtet von eurem Auszuge, der einige Aehnlichkeit mit der Flucht nach Aegypten gehabt haben soll, was die Prunklosigkeit betrifft, und wobei Freund Steffen die nützliche Rolle des berühmten Packthiers übernommen hat?"

Ewald ließ den Spott unbeachtet und erzählte mit kurzen Worten, welche Stellung seine Schwester gefunden habe und welche er selbst noch zu finden hoffe.

Wolkonsky lachte laut auf: „ei das ist ja höchst idyllisch, ein wahres Kindermärchen! Prinzessin Gabriele verwandelt sich in ein Gärtnermädchen, eine Blumenverkäuferin, Prinz Ewald in einen Laden-

jüngling. Nun wäre ich nur begierig, die holde Fee kennen zu lernen, die euch unter ihren Schutz genommen hat und ganz gewiß zu rechter Zeit für die Entzauberung sorgen wird."

„Du würdest ihrem Charakter Deine Hochachtung und ihrer Schönheit Deine Bewunderung nicht versagen können!" erwiderte Ewald empfindlich und gab über die Person seiner Beschützerin näheren Bescheid.

„Hortense? Hortense Bertrand?" rief Wolkonsky erstaunt. „Ob ich sie kenne! mein Freund, der Kapitain Laroche hat ja bei ihr gewohnt und wie oft habe ich ihn in seiner niedlichen, aber verteufelt abgelegenen Wohnung besucht. Ja das ändert freilich die Sache, Du hast vollkommen Recht, Hortense ist eine reizende liebenswürdige Frau."

Es lag etwas in Wolkonsky's Tone, das Ewald zu der Frage bewog, ob irgend etwas bekannt sei, das seiner guten Meinung von Frau Bertrand Eintrag thun könne.

„O nicht das mindeste!" versicherte Wolkonsky. „Wenn ihr euch ein Mal meiner Fürsorge entziehn wolltet, konntet ihr keine bessere Zuflucht finden, als bei der lieblichen Hortense. Ich freue mich darauf,

die alte Bekanntschaft mit ihr zu erneuen. Inzwischen frühstücken wir zusammen, Du bist mir noch Ersatz schuldig für gestern Abend. Ich hatte meine Freunde darauf eingeladen, Dich und Deine Schwester kennen zu lernen und sie waren durch eure Flucht bitter enttäuscht, denn sie wissen Hochherzigkeit und Tapferkeit zu schätzen und bewunderten Gabrielen schon nach meiner Erzählung. Nun es wird sich ja Gelegenheit finden, daß ihr mit dem Kreise dieser ritterlichen, liebenswürdigen Männer Bekanntschaft macht, es ist Keiner darunter, der nicht schon das Schlachtenglück erprobt hätte."

Ewald mußte, wenn er nicht geradezu beleidigen wollte, die Einladung zum Frühstück annehmen, doch fühlte er sich äußerst unbehaglich dabei und von der frivolen Weise Wolkonsky's zurückgestoßen. Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, verabschiedete er sich und ging nach Hause.

Er versuchte sich Rechenschaft darüber zu geben, wodurch die Neigung, die ihn doch früher zu dem Polen hingezogen, so sehr abgekühlt worden sei, statt sich durch die gemeinschaftlich bestandenen Gefahren und durch die Verpflichtung zu Dankbarkeit zu steigern. Die Gemeinsamkeit ihrer politischen Ansicht

und die enthusiastische Bewunderung Wolkonskys für Ewalds Rednertalent hatte die jungen Männer zu einander geführt — ob diese Bewunderung eine ganz ungeheuchelte, von Nebenabsichten freie gewesen, mochte Ewald jetzt nicht mehr so bestimmt bejahen, wie er es in Heidelberg gegen Gwinners und Gabrielens Warnungen gethan. So viel war ihm wenigstens jetzt klar geworden, daß die deutsche Sache dem Polen nur als Mittel zur Wiederherstellung seines eignen Vaterlandes gegolten hatte, ja es gab sich bei Wolkonsky seit den letzten Tagen eine Mißachtung und ein Grimm gegen das deutsche Volk ziemlich unverhohlen kund. Nicht ohne bittres Schamgefühl dachte Ewald an die Verirrung zurück, um welchen Preiß er bereit gewesen wäre, die Hülfe Frankreichs zu erkaufen; die Steine Straßburgs legten ein erschütterndes Zeugniß ab und blickten ihn vorwurfsvoll mahnend an. Es schien ihm jetzt kaum möglich, daß er, der glühende Patriot, der jeden Augenblick bereit war, für die Macht und Ehre Deutschlands sein Herzblut zu vergießen, bis zum Vaterlandsverrath sich hatte verblenden können und er mußte sich gestehn, daß er ohne Wolkonsky's Ueberredung sich schwerlich so weit verirrt haben würde.

Wenn er dann weiter an den finstern Pessimismus dachte, der sich seiner bemächtigt hatte, so war auch hierbei Wolkonsky's Einfluß ihm erkennbar. Der kurze Krieg hatte Ewald so weit ernüchtert, daß die Attila-Ideen ihm als frevelhafter Wahnsinn erschienen, ja er mußte sich die Frage vorlegen: wofür haben wir denn eigentlich unser und unsrer feindlichen Brüder Blut vergossen? Durften wir es unternehmen, eine republikanische Verfassung auch den Stämmen unseres Volkes aufzuzwingen, die sie verwerfen, haben wir nicht mit unsrer Schilderhebung den Partei-Zwiespalt des Volkes von dem Meinungskampfe im Parlament, in der Presse, den Vereinen und Versammlungen thörig vermessen auf das Schlachtfeld geführt? Wenn auch unser Plan im Süden und Westen gelungen wäre, wir hätten uns gegen die Angriffe des monarchischen Nordens doch nur im glücklichsten Falle behaupten können und dann würde das Reich erst recht gespalten, die republikanische Hälfte Frankreichs, die monarchische Rußlands Vasall und der Boden Deutschlands wieder der Tummelplatz aller fremden Völker geworden sein.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit kam über Ewald, als er sich gestehen mußte, daß die rasche Besiegung

des Aufstandes zuletzt doch ein Glück für das Vaterland sei, daß der Aufstand aber dem Partikularismus Macht verleihn werde, das begonnene Werk der Einigung wieder zu zerstören. So viel Schuld er sich selbst und seinen Parteigenossen beilegen mußte, Niemand konnte doch leugnen, daß die polnischen und französischen Elemente in ihrem eifrigen Anschluß an die Bewegung und in ihrem Hinarbeiten auf einen vollständigen Bruch, planmäßig ein Ziel verfolgt hatten, das die Interessen Deutschlands offenbar auf's äußerste gefährdete. Und darum war deutsches Blut vergossen worden! Das Gefühl, zum Werkzeug für solche Pläne mißbraucht worden zu sein, erbitterte Ewald gegen die fremden Unruhstifter und verdächtigte ihm namentlich auch Wolkonsky's Gesinnung. Nicht minder stieß ihm die frivole Genußsucht ab, das offenbare Behagen mit dem Wolkonsky für die Entbehrungen des Feldzugs sich hier in Wohlleben zu entschädigen suchte. Ewald, in dem das Bedürfniß nach Wahrheit stets lebendig war, schloß in diesem Augenblicke mit seiner jugendlich schwärmerischen Vergangenheit ab, er erkannte, daß das Leben in seiner Tausendfältigkeit sich nicht auf die Formel eines Systems abziehn läßt, daß überall

gilt, was ihm damals schon in der Glashütte klar geworden war: um die Wirklichkeit zu bewältigen, muß man sich ihr erst dienstbar machen, jede Verbesserung, von der bedeutendsten bis zur geringfügigsten, ist kein Wunder, das vom Himmel herabfällt, sondern nur ein neuer Baustein, der nach langer Mühe und Vorarbeit vieler Strebenden von dem rechten Manne auf das schon vorhandene Fundament gesetzt wird. Ewald gelobte sich, den Kampf mit dem Widerstand des Lebens rüstig zu bestehn und nach Freund und Feind von nun an scharf auszuschaun.

Als er nach Hause kam widmete er sich erst der übernommenen Schreiberei, dann fragte er seine Schwester, ob er nicht im Garten bei einer Arbeit helfen könne und als er hörte, es hätte ein Beet umgegraben werden sollen, der alte Taglöhner aber heute keine Zeit dazu gehabt, griff er zu dem Grabscheit und stach so eifrig in den schweren Boden, wendete die Schollen und machte sie klar, daß ihm in der glühenden Mittagssonne der Schweiß von der Stirne rann. Auch Gabriele wurde durch die ungewohnte Beschäftigung vollständig in Anspruch genommen und von ihren trüben Gedanken abgezogen.

Marion blieb ihr treulich an der Seite, half und rieth und war voll Schelmerei als Gabriele sich in der Küche, bei den Vorbereitungen zu dem einfachen Mittagessen, sehr ungeübt benahm.

Da Frau Bertrand im Laden bleiben mußte bis sie für ein paar Stunden durch Marion abgelöst wurde, aß die Kleine früher als die andern und versicherte Gabrielen, es schmecke ihr drei Mal so gut als wenn Liffel gekocht hätte und würde ihr noch besser schmecken, wenn Gabriele mit essen könnte.

Hortense kam erst ziemlich spät und theilte den Geschwistern sogleich mit, sie sei nach Marions Ankunft zu dem Freunde ihres Mannes Herrn Rainer, Besitzer einer großen Seiden-Manufactur, gegangen und er sei bereit, Ewald in sein Comtoir aufzunehmen, vor der Hand nur auf Probe und gegen ein nicht hohes Salair, bis sich gezeigt habe, was der junge Mann zu leisten vermöge. Es wurde verabredet, daß Ewald sich so rasch als möglich schickliche Kleidung verschaffe, um dem künftigen Prinzipal sich vorstellen zu können, Hortense wollte die Kosten dafür vorstrecken. „Ihre Comtoirstunde wird bis vier Uhr dauern, so lange denke ich von nun an im Gewölbe zu bleiben und hoffe, daß Sie mir dann bei

meinem kleinen Diner Gesellschaft leisten. Marion bittet ihre Freundin, künftig mit ihr etwas früher zu speisen. Nicht wahr, Sie schlagen es ihr nicht ab, Fräulein Gabriele, und gehn dann für ein paar Stunden mit ihr in das Gewölbe? Ich löse Sie gegen Abend wieder ab und unser Souper nehmen wir wie gestern gemeinschaftlich."

Gabriele suchte sich damit zu entschuldigen, daß sie zu wenig Geschick besitze, das Verkaufsgeschäft im Laden zu besorgen, doch Hortense bestand mit aller Freundlichkeit darauf, so daß Gabriele endlich nachgeben mußte, wenn sie nicht ihre ganze Stellung gefährden wollte. Auch Ewald war es höchst widerwärtig, daß seine Schwester in einem Laden die Verkäuferin machen solle, aber er sah ein, wie leicht er durch Widerspruch ihre Beschützerin verletzen würde und so blieb ihm nichts übrig, als sich vor der Hand gleichfalls zu fügen.

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen schwer ankommen wird, mich auch in diesem Theile des Geschäfts zu unterstützen —" fuhr Hortense fort — „aber Sie werden begreifen, daß ich unmöglich den ganzen Tag im Gewölbe zubringen und ebensowenig mich durch Marion allein vertreten lassen kann. Fassen

Sie Muth, die Sache ist weder so schwer noch so unangenehm als Sie sich vorstellen, Sie werden sich bald überzeugen, daß Jedermann Ihnen mit der Hochachtung und Rücksicht begegnen wird, die man einer Dame schuldig ist."

Frau Bertrand schickte sich nun an, die für heute bestellten Blumensträuße verschiedner Art zu binden, übertrug einen Theil der Arbeit Gabrielen und spendete dem Geschick und dem Geschmack, den diese dabei bewies, das größte Lob. „Sie haben das Talent, in Blumen zu dichten. Betrachten Sie dies liebliche Bouquet, Herr Ewald, gleicht es nicht in seiner blauen Schattirung, die sich von dem dunklen gefüllten Veilchen bis zu dem zarten Grau des Heliotrops harmonisch abstuft, einer schwärmerischen, duftenden Elegie? Etwas zu schwärmerisch, etwas zu elegisch für die heitern Straßburgerinnen, aber die schöne, schmachtende Blondine, der ich es zusenden will, wird entzückt davon sein, sie wird sicher darauf rechnen, auf dem Balle, den ihr Mann der Präsident heute Abend giebt, das Herz ihres flatterhaften Freundes durch diesen Talismann von neuem zu rühren. Ist es nicht, als hauchten diese Blumen den sehnsüchtigen Klagruf verlaßner Liebe: „komm zurück!" und

der Treulose würde diesem Zauber gewiß nicht widerstehn können, wenn ich nicht der Frau des Generals, einer reizenden Brünette, das heiterste, anlockendste Bouquet versprochen hätte und wenn ich nicht wüßte daß sie damit das Herz des nämlichen Treulosen erobern will. Helfen Sie mir, Herr Ewald, an den Granat- und den Orangenbäumen die kokettesten, graziösesten Blüthen aussuchen, ich darf mich auf meinem eignen Terrain um keinen Preis besiegen lassen und wenn die Blumen Ihrer Schwester klagen: komm zurück! müssen die meinen um so verführerischer lächeln: geh', wenn Du kannst!"

Ewald leistete natürlich die begehrte Hülfe bereitwillig, doch schweigend und der Unmuth über die leichtfertige Plauderei umwölkte seine Stirn.

„Bitte biegen Sie mir den Granatzweig da oben herunter, daß ich ihn erreichen kann!" sagte Hortense und dicht neben Ewald sich auf die Fußspitzen hebend und die Arme emporstreckend nahm sie sich Zeit unter den Blüthen zu wählen, während ihr Ewald den Zweig herunter bog. Sein und ihr Mund waren nur durch die zarten Blätter von einander geschieden, ihre Wangen glühten wie die Blumen durch das Grün, ihre Hände bebten und sie

wagte kaum die Augen empor zu schlagen, doch sie begegnete nur einem so kalten, unfreundlichen Blicke, daß sie zurücktrat und fast erschrocken fragte: „was hat Sie verstimmt?“

„Daß die reinen Blumen und die Anmuth Ihrer Hände sich zu solchem Dienste herabwürdigen müssen!“

„O wie streng, wie catonisch!“ erwiderte Hortense mit einem fast spöttischen Lächeln. „Vergessen Sie nicht, mein Freund, daß wir vom Luxus und von den Neigungen der Reichen leben. Sie sind so wenig verantwortlich für die Gefallsucht der vornehmen Dame, die sich die kostbarste Seidenrobe auswählt, als ich für die Bestimmung meiner Blumen, aber Sie und ich müssen uns bemühn, dem Geschmack der Käuferin zu huldigen.“

Gabriele hatte die Beiden nicht beobachtet, sie wählte unter den Blumen, die vor ihr lagen und während sie dieselben an einander fügte, tönte das Wort: „komm' zurück!“ immer von neuem schmerzlich durch ihre Seele. —

Die nächsten Tage vergingen für Gabrielen in der ihr lieben Abgeschlossenheit, sie konnte ihre Thätigkeit in dem Gewölbe nicht eher beginnen, bis sie im

Stande war, ihre bäuerliche Tracht mit einer passenderen zu vertauschen.

Ewald stellte sich Herrn Rainer vor und arbeitete eifrig. Die Lehrzeit bei dem Oheim kam ihm trefflich zu Statten, er konnte mit Recht sagen, daß er seinen Platz zur Zufriedenheit ausfülle.

Wolkonsky traf Gabrielen mit Marion allein als er an einem der nächsten Morgen seinen ersten Besuch machte. Er war feinfühlend genug, kein Wort darüber zu verlieren, daß der rasche Umzug der Geschwister ihn gekränkt hatte, er bewies vielmehr eine freundschaftliche Theilnahme, die sich von jedem Versuche zur Vertraulichkeit fernhielt und zeigte sich erfreut darüber, daß die Geschwister eine ihren Neigungen entsprechende Thätigkeit gefunden hätten. Beim Abschied ließ er einfließen, daß er in der Kürze auf mehrere Wochen nach Paris verreisen müsse und bat um die Erlaubniß, seinen Besuch vorher noch wiederholen zu dürfen.

Als die Koffer aus Heidelberg angekommen waren, konnte sich Gabriele nicht länger weigern, ihr Versprechen zu erfüllen. Sie ging mit ängstlichem Herzklopfen, in Begleitung Marions, nach

dem Gewölbe hin, mußte aber gegen Hortense und gegen ihren Bruder gestehn, daß ihre Angst keinen Grund gehabt hatte. Es waren gerade diese Nachmittagsstunden die geschäftslosesten im Laden, es kamen nur wenige Käufer oder Gäste und Gabriele fand sich nach und nach auch in das, was ihr hier zu thun oblag. Marion war ihr in allen Verlegenheiten eine gewandte Hülfe. Die Kleine hatte das feinste Gefühl für alles, was ihrer Freundin unangenehm sein konnte, sie übernahm es, allein die Gäste zu bedienen, die in das Gewölbe kamen um Früchte zu genießen und wenn junge oder alte Herren an dem Ladentische nach der Rechnung fragten, um mit Gabrielen ein Gespräch anzuknüpfen, trat Marion mit allerliebster Keckheit dazwischen und versicherte, die Geldgeschäfte wären ihre Sache, dem Fräulein sei die hiesige Geldrechnung noch nicht geläufig. Hingegen hielt sie sich bei andern Vorkommnissen ganz bescheiden zurück und bewunderte die unerschöpfliche Geduld, die überlegne Feinheit und gelassne Sicherheit, mit der Gabriele auch die Anforderungen der wählerischsten Laune zu ertragen, die hochmüthige Anmaßung mancher vornehmen Dame zu überwinden verstand. Als Marion

ihre Bewunderung einmal offen aussprach, erwiderte Gabriele mit wehmüthigem Lächeln: „vielleicht gelingt mir's darum, weil ich in den Tagen meines Glückes nicht minder hochmüthig gewesen bin!“

Gabriele vergalt die Zuneigung Marions auf's innigste und bemühte sich, da sie oft Stunden lang allein mit ihr zusammen war, die edlen Keime im Herzen des Kindes zu pflegen und die schon merkbare Anlage zur Eitelkeit und Gefallsucht möglichst zu unterdrücken. Hingegen gelang es ihr nicht in ein freundschaftliches Verhältniß zu Hortense zu kommen, so sehr sich diese auch auf alle Weise darum zu bemühn schien. Es nahm vielmehr ein Mißtraun gegen die anmuthige Frau, über dessen Grund sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, immer mehr in ihr überhand. Mit besondrem Argwohne beobachtete sie Frau Bertrands Benehmen gegen Ewald, doch konnte sie nichts als eine unbefangne Offenheit darin erblicken und auch in Ewalds Wesen zeigte sich keine Veränderung. Nur das Eine hielt Gabrielens Besorgniß wach, daß Hortense den strengen und oft schroffen Ansichten des jungen Mannes in einer Weise sich fügte und

anzubequemen suchte, die bei ihrem heitern, lebhaften Charakter nicht natürlich erschien.

Ewald hingegen fand immer mehr Gefallen an der reizenden Hortense. Er arbeitete mit größter Gewissenhaftigkeit auf seinem Comtoir bis es vier Uhr schlug, hatte nie das Verlangen, den Zeitlauf beschleunigen zu können, blieb sogar zuweilen etwas über die Geschäftsstunde hinaus, um noch einige Briefe zu erledigen oder sein Journal täglich in Ordnung zu bringen, aber dann freute er sich schon während des Heimweges auf die freundliche Begrüßung mit der Hortense ihm die Thüre öffnete und setzte sich stets in behaglichster Stimmung mit ihr an den zierlich bereiteten Tisch im Gartensaal.

Er hatte ein Mal seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Hortense mit Marion nie anders als Deutsch rede und sie hatte ihm zu seiner wahren Freude darauf geantwortet: „das hat noch Zeit; ich kenne aus Erfahrung wie verwirrend und traurig es für ein Kind ist, wenn es nicht weiß, in welcher Sprache es denken und beten soll. Hier spricht man überall Deutsch und darum will ich, daß es meines Kindes Muttersprache bleibe!“ Wohl aber hatte Hortense ihm den Vorschlag gemacht und er

war gern darauf eingegangen, daß sie Beide in den Mittagsstunden nur französisch mit einander redeten. Sie verbesserte seine mangelhafte Aussprache und seine hie und da schwerfälligen Wendungen mit der den Franzosen eignen Liebenswürdigkeit und er war ein gelehriger Schüler. Das gab noch mehr Veranlassung zu Heiterkeit und mancher Neckerei, die galante Sprache verhalf Ewald zu einer ihm bisher ungewohnten Leichtigkeit. Nach der kurzen Malzeit, die nur als zweites Frühstück gelten sollte, bereitete Hortense den trefflichen Kaffee und holte für Ewald Cigarren herbei. Sie schnitt die Blumen ab, deren sie bedurfte und fragte ihn häufig um Rath, wenn es auch nur war damit er ihrem Geschmack Lob spende. Dazwischen brachte sie dann auch ihre Geschäftsangelegenheiten zur Sprache, holte bei allem was ihr darin zweifelhaft war, seine Entscheidung ein und übertrug ihm, danach die Correspondenz zu führen.

So vergingen ihm die Nachmittagsstunden rasch und auf das angenehmste. Er dachte nicht daran, daß ihm dieß ungestörte Zusammensein mit der liebenswürdigen Frau gefährlich werden könnte, denn er war sich bewußt, daß nur Eine sein Herz

nach wie vor beherrschte, aber er empfand ein freundschaftliches Wohlgefallen an Hortense, er ahnte in seiner Reinheit den verführerischen sinnlichen Zauber nicht, der auf ihn zu wirken begann. Vielleicht hätte er sich darüber klar werden können, wenn ihm aufgefallen wäre, daß Hortense sich in Gabrielens Gegenwart anders, mit mehr Zurückhaltung benahm, doch er fand jede Wahrnehmung der Art durch seiner Schwester von Gram verdüstertes Wesen hinlänglich erklärt.

Wolkonsky hatte seinen Besuch bis jetzt nicht wiederholt, vermuthlich weil er durch Gabrielens kalte Zurückhaltung sich nicht dazu aufgemuntert fühlte; auch mit Ewald war er seither nur zufällig zusammengetroffen. Gabriele erschrak, als er zu später Nachmittagsstunde, da sie schon auf Hortenses Ankunft wartete, in Begleitung eines Offiziers in das Gewölbe trat. Er schien erstaunt, sie hier zu treffen, redete sie aber mit der nämlichen Feinheit an, als wenn er ihr in einem vornehmen Kreise begegnet wäre und stellte ihr in aller Form den Obersten vor, in dessen Gesellschaft er gekommen war.

Der Oberst ging augenblicklich auf die Art und

Weise seines Freundes ein und setzte die Unterhaltung in französischer Sprache mit vollendeter Gewandtheit fort, während Wolkonsky bei Marion Orangen bestellte.

Gabriele vermochte kaum ihre Verlegenheit und Beschämung zu überwinden, sie wußte, daß sie hier nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, wenn Herren sie anredeten, durch strengste Gemessenheit vor jeder Annäherung sich schützen konnte. So war sie gezwungen auf das Gespräch einigermaßen einzugehn und fühlte sich schon erleichtert, als Wolkonsky wieder hinzutrat, eine Entschuldigung vorbrachte, daß er das Versprechen sie zu besuchen noch nicht gehalten habe und beklagte, daß er auch seinen Freund Ewald so selten sähe. Er sprach den Wunsch aus, den Obersten mit diesem herrlichen jungen Manne, der eben so viel Muth als Führertalent bewiesen hätte, bald bekannt zu machen und erwähnte, daß der Heldensinn nicht nur an dem Bruder, sondern auch an der Schwester zu bewundern sei. Der Oberst versicherte, man wisse in keinem Lande den Heroismus besser zu würdigen als in Frankreich und er sei stolz auf die Ehre, von allen Offizieren der französischen Armee diesem Gefühle

zuerst Worte leihen zu können. Dann folgte er Marions Einladung, nahm an einem Tischchen nahe bei der Thüre des Ladens Platz und scherzte mit der Kleinen in seinem sehr unvollkommnen Deutsch.

Wolkonsky sprach Gabrielen mit halblautem, eindringlichem und bewegtem Tone an: „gestatten Sie einem wahren Freunde ein aufrichtiges Wort. Es schmerzt mich, Sie in dieser unwürdigen Stellung zu sehn. Ich verkenne keinen Augenblick das edle Gefühl, daß Sie hierher geführt hat, aber es war dennoch eine Unbesonnenheit, deren ich weniger Sie als Ewald anklage. Welchen Erniedrigungen sind Sie hier ausgesetzt, wer steht Ihnen zur Seite, Ihre Rechtfertigung zu übernehmen und Sie zu beschützen? Darum beschwöre ich Sie, entziehn Sie sich rasch diesen zweideutigen Verhältnissen, vertraun Sie sich mir an, ich werde alles aufbieten, Ihnen die gebührende Stellung wieder zu verschaffen!“

„Ich danke Ihnen für Ihre Besorgniß um mich, wie für Ihr Anerbieten,“ erwiderte Gabriele kalt. „Doch halten mein Bruder und ich es für ehrenvoller, durch redliche, wenn auch untergeordnete Thätigkeit uns selbständig zu erhalten, als eine vor-

nehme Scheinexistenz zu führen, die nur von fremder Gnade gefristet wird. Solch erborgter Flitter würde meiner Ehre wahrhaft nachtheilig sein. Hier schützt mich mein Bewußtsein und wenn es nöthig wäre, würde ich keinem andern Arme als dem meines Bruders, meine Vertheidigung übertragen."

Gabriele wandte sich ab, Wolkonsky verbarg seinen Unmuth und ging zu seinem Freunde.

Die Herren waren eben im Begriff sich zu entfernen, als Frau Bertrand in das Gewölbe eintrat. Beide begrüßten Sie mit einer Ungezwungenheit, die gegen das Benehmen, das sie bei Gabrielen beobachtet hatten, sehr abstach.

„Ah wie geht es Ihnen, schöne Hortense?" rief der Oberst. „Wie lange habe ich Sie nicht gesehn! Sie wetteifern an Glanz und Frische mit Ihren Blumen."

„Erlauben Sie mir, daß ich die alte Freundschaft erneue," nahm Wolkonsky das Wort. „Wenn Sie meinem Freund Laroche nicht schon so ganz und gar vergessen haben, werden Sie sich vielleicht auch noch meiner erinnern."

Hortense erröthete und erwiderte lächelnd: „wer trägt die Schuld, daß ich die beiden Herrn mit Recht

vergessen haben könnte, als sie selbst? Sie, Herr von Wolkonsky, waren im Krieg, wie ich gehört habe, es freut mich, daß Sie den Feldzug so glücklich überstanden haben."

Wolkonsky bat um die Erlaubniß, für die Entbehrungen des Kriegs sich in Hortensens Nähe entschädigen zu dürfen.

In diesem Tone scherzten die Herren weiter und verabschiedeten sich dann mit einem freundlichen Gruße von Hortense und einer ceremoniellen Verbeugung von Gabriele.

Gabriele fand in diesem Vorgange neuen Anlaß zu Argwohn gegen Wolkonsky. Der Pole wurde ihr bei jeder Begegnung unheimlicher und widerwärtiger. Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er hinter der Maske der Freundschaft und Großmuth unlautre Gesinnungen verberge, daß er darum danach strebe, die Geschwister abhängig von sich zu machen. Dabei stieg die schon mitunter rege gewordne, aber immer zurückgewiesne Ahnung in ihr auf, Wolkonsky hege eine Leidenschaft für sie. Sie schauderte vor der Möglichkeit, hierin den wahren Grund seiner Handlungsweise gefunden zu haben und, mochte sie ihm vielleicht auch Unrecht thun, sie

pries sich jetzt doch glücklich, mit rascher Entschlossenheit sich und Ewald ihm damals entzogen zu haben. Freilich war auch ihr Mißtraun gegen Hortense durch das heutige Erlebniß gesteigert worden. Der Ton leichtfertiger Galanterie und vertraulicher Neckerei von Seiten der beiden Herren und die freie Art und Weise, mit welcher Hortense darauf einging, beunruhigte Gabrielen. Es fiel ihr auf, daß Frau Bertrand den Hauptmann Laroche niemals erwähnte und doch Wolkonsky mit einer gewissen Betonung auf ihn Bezug genommen hatte; auch Marions Plaudereien am ersten Tage ihrer Bekanntschaft kamen ihr dabei wieder in Erinnerung. Seit jener Zeit sprach die Kleine kein Wort mehr von dem früheren Hausbewohner und Gabriele verschmähte es, das Gespräch absichtlich auf ihn zu lenken, doch gleich an einem der nächsten Tage führte es die Gelegenheit herbei. Gabriele half dem Kinde sich sonntäglich schmücken und lobte ein paar niedliche goldne Ohrringe.

„Die hat mir der Kapitain zu meinem letzten Geburtstage geschenkt; damals standen wir noch auf gutem Fuße mit ihm," sagte Marion.

Gabriele konnte die Frage nicht unterdrücken: „habt ihr euch denn mit ihm entzweit?"

„Ja, als die Lissel fortgeschickt wurde. Mama sagte mir, daß sie sehr böse auf den Kapitain sei, weil er ihre Güte mit solchem Undank belohnt habe und weinte dabei, sie hat mir aber verboten, darüber zu sprechen.“

Natürlich brach Gabriele ab, aber als sie mit Hortense und ihrem Bruder Abends noch im Gartensaal saß und Marion bereits zu Bett gegangen war, fragte sie gelegentlich nach dem frühern Inhaber ihrer Wohnung.

Hortense erwiderte ganz unbefangen: „Herr von Wolkonsky hat Ihnen gewiß von seinem Freunde Laroche erzählt?“

Als Gabriele versetzte, sie habe von ihm nur die Erwähnung neulich im Gewölbe gehört, fuhr Hortense fort: „der gute Kapitain soll ein braver Soldat sein und ist gewiß ein heitrer, angenehmer Gesellschafter, aber so überzeugt von seiner Liebenswürdigkeit, als wenn er noch zwanzig Jahre alt und ein Adonis wäre. Er glaubt keine Dame könne seiner guten Laune, seiner Uniform mit der Ehrenlegion und seiner nicht unansehnlichen Rente widerstehn. Das machte ihn auf die Länge etwas unbequem, wir würden aber, bei der Geduld, die ich mit

der Eitelkeit der Männer habe, dennoch als gute Freunde von einander geschieden sein, wenn er sich nicht herabgelassen hätte, meiner thörigen Lissel den Kopf zu verdrehn. Ich bin leider durch meine Stellung den prahlsüchtigen Verleumdungen der Herren mehr ausgesetzt als andre und eine schutzlose Frau, da muß ich um so strenger auf die gute Sitte in meinem Hause halten und war gezwungen, die Lissel, die meine wohlgemeinten Ermahnungen trotzig zurückwies, zu entfernen. Das hat mir der Kapitain nicht verzeihn können."

Ewald schenkte dieser Handlungsweise seinen vollen Beifall, auch Gabriele wurde in ihrem Argwohn wieder wankend, denn die Erzählung klärte manches auf, was ihr verdächtig erschienen war. Dennoch vermochte sie nicht, Vertraun zu Hortense zu fassen und nahm Gelegenheit, die Zweifel, die in ihr rege geworden, ihrem Bruder offen mitzutheilen.

Ewald bekannte, daß auch ihm das Benehmen Wolkonsky's bei der ersten Erwähnung Hortenses zweideutig erschienen sei, daß aber Wolkonsky sicherlich jeden Beweis gegen den guten Ruf der jungen Wittwe ihm schon damals mitgetheilt haben würde.

Ihr duldsames Wesen gegen die Galanterie der Herren wußte er mit ihrer Stellung und mit der leichtern französischen Sitte zu entschuldigen und daß Hortense durch ihr Benehmen zu Hause nicht den geringsten Anlaß zu Argwohn gebe, dafür berief er sich auf seine eignen Wahrnehmungen wie auf die seiner Schwester, namentlich schien auch die Rechtfertigung in Bezug auf den Hauptmann Laroche eben so unbefangen als genügend gewesen zu sein.

Gabriele konnte ihrem Bruder nicht Unrecht geben und doch wünschte sie im Stillen, einen zuverlässigen, mit den hiesigen Verhältnissen vertrauten Freund zu haben, den sie um weitere Nachforschungen hätte bitten können. Hingegen gewährte es ihr eine freudige Beruhigung, als sie einige Tage darauf durch Hortense hörte, Wolkonsky sei plötzlich nach Paris gereist und habe geäußert, er werde nur auf einige Tage zurückkehren, um sich von seinen hiesigen Freunden für den ganzen Winter zu verabschieden. Auch Ewald vernahm diese Nachricht mit Befriedigung und gestand nun erst seiner Schwester, daß und warum ihm diese völlige Trennung erwünscht sei.

Nachgerade kam der Herbst heran und beanspruchte eine vermehrte Thätigkeit. Die Frucht-

bäume drängten, ihrer reifenden Last entledigt zu werden, vom Lande herein brachten die Bauern ihre Obsternte auf den Markt des Stapelplatzes, es wurde eingekauft, gesichtet, ein Theil der Früchte auf den Böden untergebracht, ein größerer verpackt und stromabwärts versendet. Von Süden her langten alle Tage, bald Melonen, bald Feigen, bald riesige Muskatellertrauben mit eirunden Beeren an und prangten dann in hoch und überhängend angefüllten Schalen, gemischt mit den auserlesensten Birnen, Aepfeln und Pflaumen des Rheinlandes, zwischen den Blumenkörben, aus denen alle Farbenpracht des Spätsommers emporquoll. Das Gewölbe bot ein Bild üppigster kaum zu beherrschender Fülle und Hortense, von früh bis Abends fast beständig dort beschäftigt, allen Anforderungen für die Tafeln und Säle der Reichen zu genügen, waltete darin wie eine Frucht- und Blumengöttin, die aus milden vollen Händen heiter spendet.

In der Gartenhalle sah es nicht minder bunt und üppig, doch nicht mehr so geordnet und wohnlich wie vordem aus. Die Schubfächer der Wandschränke standen geöffnet, daß die gesammelten Sämereien darin trocknen konnten, frisch abgenommenes

oder angekauftes Obst lag hier, wie in der Vorraths-kammer einstweilen haufenweis aufgeschichtet, bis es anderweit untergebracht oder versendet werden konnte, angelangte Kisten wurden ihres Inhalts entleert, andre sorgfältig verpackt und zur Versendung bereit gemacht.

Hier schaltete Gabriele mit besonnener Umsicht, ernst und still, die angestrengte Thätigkeit war ihr willkommen, da sie dadurch von dem ihr widerlichen Dienst im Laden befreit war. Sie führte die Aufsicht über die Arbeiter, die angenommen waren, um das zeitige Obst von den Bäumen im Garten abzunehmen und den Transport der Kisten zu besorgen.

Als sie eines Tages den langen Apfelbrecher handhabte, um die in den äußersten Zweigen hängenden Calvillen abzunehmen, die sich mit Hülfe der Leiter nicht hatten erreichen lassen, kam Steffen.

Sie begrüßte ihn freundlich, schalt ihn aber, daß er seit Wochen sich nicht hatte blicken lassen. Steffen entschuldigte sich mit übermäßiger Arbeit und fügte hinzu, jetzt wisse er erst, wie gut er es daheim gehabt habe. „Der Herr Kommerzienrath ist wohl auch genau und man muß tüchtig bei ihm dran, aber es hat doch alles seine Ordnung; verlangt er mehr, so

zahlt er auch mehr. Mit meinem hiesigen Prinzipal war's nicht auszuhalten. Er nennt sich wohl Kunstmaler und thut gar geheim mit seinen Sachen, es ist aber nichts als Windbeutelei. Er versteht den Teufel von dem, was zum Handwerk gehört, hat mir erst alle meine Vortheile abgeguckt und dann den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Ich habe mich aber nicht lange nöthigen lassen und ihm gleich den Dienst gekündigt. Am liebsten ginge ich nun nach dem hohen Hause zurück, wenn nur die verdammte Freischaarengeschichte nicht wäre, sie erschießen mich am Ende wie die armen Kerls in Rastatt oder stecken mich auf Lebenslang ein und dazu verspür' ich keine Lust, darum will ich's versuchen, mich selbständig hier zu etabliren."

Gabriele fragte ihn, wie er das anfangen wolle und er erzählte ihr, das sei nicht sehr schwierig, denn er habe schon mit ein paar hiesigen Krämern, ehrlichen Elsässern, gesprochen, die wollten ihm die weißen Tassen, Teller und Pfeifenköpfe liefern, ihm auch angeben, wie sie's ungefähr brauchten und ihm die Arbeit, wenn sie gut und nach dem Geschmack hier zu Lande ausfiele, zu einem soliden Preise abnehmen. Er meinte, an Erfindungsgabe fehle es ihm ja nicht,

da könne er auf eigne Hand drauf losmalen und den Stücken dann den letzten Brand in Muffeln zu geben sei keine Hexerei, das ließe sich schon auf einem Herde seiner alten Wirthin bewerkstelligen.

Gabriele wünschte ihm Glück zu seinem Unternehmen, er bedankte sich, sie merkte ihm aber an, daß ihn noch etwas drücke und ermunterte ihn, frei mit der Sprache herauszugehn.

Steffen brachte verlegen vor, er wisse zwar, daß es Herrn Ewald und Fräulein Gabriele nicht sonderlich gehe, aber der Pole, der immer so gut gegen ihn gewesen, sei verreist und da habe er keine andre Zuflucht. Zu den ersten Anschaffungen von Farben und Muffeln und zu der Herrichtung eines kleinen Brennofens sei eben Geld nöthig. Er habe bei seinem bisherigen kärglichen Lohne nichts zurückgelegt und wenn er etwa von Herrn Ewald einen Vorschuß erhalten könne, vielleicht hundert Franks, da würde ihm geholfen sein.

Gabriele versprach, das Anliegen ihrem Bruder vorzutragen und zweifelte nicht, daß er die Bitte erfüllen werde, wenn es ihm irgend möglich sei.

Steffen dankte tausend Mal und ehe er wegging, sagte er noch: „ich habe damals, wie Sie wissen,

meinen Aeltern eine Nachricht gegeben, daß wir glücklich aus Baden entkommen wären, ich denke mir aber, sie werden nun wieder auf einen Brief von mir lauern. Soll ich denn von Ihnen und Herrn Ewald nichts nach dem hohen Hause bestellen lassen?"

Gabriele bat ihn, auch hiermit Anstand zu nehmen, bis sie sich mit ihrem Bruder besprochen hätte.

Als Ewald nach Hause kam, theilte sie ihm Steffens Anliegen mit.

Er erwiderte, daß er allerdings kaum erst im Stande gewesen sei, die von Hortense gemachten Auslagen zurückzuzahlen und daß er Herrn Rainer ungern um einen Vorschuß anginge, er wolle es aber dennoch thun, weil er sich verpflichtet fühle, Steffen beizustehn. Die Geschwister erwogen ferner, was Steffen von ihnen nach der Heimath schreiben solle. Den Ort und die nähern Umstände ihres Unterkommens zu erwähnen, hielten sie nicht für gerathen, der Oheim hätte auch eine Aufforderung darin erblicken können, ihnen Hilfe zu leisten. Gabriele hatte von dem ersten überrheinischen Städtchen aus, in welchem sie ihre Freischärlertracht gegen Bauernkleider vertauscht, ein paar Zeilen an Ma-

thilden gerichtet, um von dem Gelingen ihrer Flucht Nachricht zu geben. Darum sollte Steffen jetzt auch nur schreiben, die Geschwister befänden sich in einer Stadt im Innern Frankreichs und es gehe ihnen dort wohl, Ewald sei im Comtoir eines großen Handlungshauses angestellt."

Es kostete Ewald allerdings Ueberwindung, seinen Prinzipal um einen Vorschuß anzusprechen, denn Herr Rainer war ein karger und grämlicher Hagestolz, über dessen Lippen nie ein vertrauliches Wort gegen seine Untergebnen kam, der jedes Versehn scharf rügte und seine Zufriedenheit nur durch Schweigen zu erkennen gab. Da er aber mit Recht für einen der tüchtigsten und solidesten Kaufleute galt und sein Geschäft unter die bedeutendsten zählte, bewarben sich immer junge Leute aus guten Familien um Anstellung bei ihm. Freilich hielt es selten einer von den lebenslustigen Modeherren lange hier aus und so gab es ewigen Wechsel im Personal.

Nur der erste Buchhalter, ein behäbiger, jovialer Straßburger, höchst zuverlässig in seinem Amte, von vier Uhr an aber der lustigste Bruder in einem Kreise von Junggesellen, die allen Freuden des Lebens hold waren, blieb unwandelbar an seinem

Pulte. Ewald stand weder mit Herrn Mehlbrüh, so hieß der Buchhalter, noch mit seinen jüngeren Collegen auf freundschaftlicherem Fuße, da er alle Einladungen zu geselligen Zusammenkünften ablehnte und sich vollständig abgeschlossen hielt. Man wußte, daß er seine Anstellung der Fürsprache der schönen Blumenhändlerin verdankte und daß er bei ihr wohnte, auch Gabriele hatte die Aufmerksamkeit der Herren auf sich gezogen und so gab es Anlaß genug zu spöttischen Bemerkungen und frivolen Vermuthungen, obschon Keiner es wagte, dergleichen in Ewalds Gegenwart laut werden zu lassen.

Herr Rainer benahm sich gegen Ewald noch zurückhaltender als gegen seine andern Comtoiristen, wenn er auch die geschäftliche Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit des jungen Mannes im Stillen anerkennen mußte.

Er bemerkte, als Ewald ihn um den Vorschuß anging, daß er zwar für dieses Mal die Bitte gewähre, daß er es aber ungern sähe, wenn seine Arbeiter in ihren Privatverhältnissen Unordnung einreißen ließen. Ewald wollte zu seiner Rechtfertigung anführen, wozu er das Geld brauche, doch Herr

Rainer unterbrach ihn kurz, daß er sich darum nicht kümmere.

Mit dem Gefühle unverdienter Demüthigung nahm Ewald die Anweisung und legte sie dem Buchhalter vor.

Mehlbrüh zahlte das Geld aus und ließ sich quittiren, dann bemerkte er: „Sie sind nun bis Ende Oktober saldirt" und fügte wohlmeinend hinzu: „Wenn Sie länger im Geschäft bleiben wollen, rathe ich Ihnen, dem Herrn nicht öfter mit solchen Anliegen zu kommen."

Ewald war nicht in der Stimmung die gute Gesinnung zu würdigen und erwiderte scharf: „ich habe Ihren Rath nicht begehrt."

„Nichts für ungut!" versetzte der Buchhalter spöttisch. „Ich hätt' mir freilich vorstellen können, daß er Ihnen bitter schmeckt, Sie sind an süßere Früchte gewöhnt."

„Was meinen Sie damit?" fragte Ewald aufbrausend.

„Daß Sie sich den Magen nicht verderben sollen!"

Die Commis an den nächsten Pulten lachten, in Ewald kochte der Zorn, er ging, indem er sich

von dem Buchhalter mit Verachtung abwandte, auf den zunächst sitzenden jungen Mann zu und sprach drohend: „wollen Sie mir die Veranlassung Ihres unziemlichen Lachens erklären?“

„Ich bin nicht geneigt dazu; verzehren Sie Ihre Aepfel in Frieden!“ entgegnete der Angeredete und erhielt für seinen Witz lauten Beifall.“

Ewald war im Begriff von dem Unverschämten Genugthuung zu fordern, als Herr Rainer aus seinem Kabinet trat und in strengem Tone sagte: „ich verbitte mir allen Streit im Comtoir und werde Jeden, der irgend eine Veranlassung dazu giebt, sofort entlassen!“

Alles verstummte, Ewald ging ohne ein Wort zu erwidern, an seinen Platz zurück. Er bekämpfte seinen Zorn und kam allmälig zu der Ruhe erwägen zu können, daß Pistolen oder Degen die Sache nicht verbessern, sondern, wenn selbst sein Gegner darauf einginge, den Ruf seiner Schwester und Hortenses gefährden, ihm selbst aber nur den Verlust seiner Stellung eintragen würden. Darum erklärte er, als nach dem Schluß der Comtoirstunden ein Abgesandter zu ihm kam und ihm anzeigte, sein Gegner sei zwar bereit, jede Genugthuung zu ge-

währen, versichre aber keine Beleidigung beabsichtigt zu haben, sich für befriedigt, nur verbat er sich weitere wörtliche Auseinandersetzungen.

Der Cartelträger verabschiedete sich mit größter Höflichkeit und sichtlich erfreut, daß sein Freund so leichten Kaufs davon gekommen war. Man hütete sich auch weislich, irgend eine Anspielung auf den Vorfall hören zu lassen und begegnete Ewald, wo man ihm nicht ausweichen konnte, mit Beobachtung aller Form, aber er fühlte wohl heraus, daß man sich so fern als möglich von ihm hielt und Argwohn gegen ihn hege und daß er Ursach hatte, um seine Stellung besorgt zu sein.

Das diente nicht dazu, ihm seine ohnehin wenig interessante Thätigkeit angenehmer zu machen. Er verglich sie oft mit seiner früheren, stets anregenden auf dem hohen Hause. Dort war er in den ihm übertragenen Zweigen des weit großartigeren Geschäfts fast selbständig gewesen, hatte bedeutende Unternehmungen eingeleitet, die Verhältnisse des Welthandels und der Politik dabei in Rechnung ziehn müssen und wie abwechselnd und vielseitig, nach den verschiedensten Richtungen hin in Anspruch nehmend, war der eigentliche Fabrikbetrieb gewesen.

Nicht minder entbehrte er die Anwendung der ihm zur Lieblingswissenschaft gewordenen Chemie und den freien, persönlich eingreifenden Verkehr mit den wackern thüringischen Arbeitern. Hier hatte er Tag für Tag Correspondenz zu führen über Dinge, die ihm nie vor Augen kamen und Zahlen einzutragen, bei denen er sich nicht vorstellen konnte, was sie in Wirklichkeit bedeuteten. Dabei mußte er sich auf das Genaueste an die Instructionen halten, die noch dazu nicht eingehend und belehrend, sondern mit mürrischer, oft unklarer Kürze ertheilt wurden. Wie angenehm erschienen ihm dagegen in der Erinnerung die Comtoirstunden auf dem hohen Hause und wie liebenswürdig war der Kommerzienrath selbst in seiner verdrießlichsten Laune im Vergleich mit Herrn Rainer.

Das war aber jetzt fruchtlose Reue, Ewald sah ein, daß ihm vor der Hand keine andre Aussicht geboten war, darum überwand er sich, die Unannehmlichkeiten seiner Stellung zu ertragen und verdoppelte sein Bemühn, auch den strengsten Anforderungen tadellos zu genügen.

Um so mehr empfand er das Bedürfniß, von dem lästigen Zwange dieser Stunden sich zu Hause

zu erholen. Darum vermißte er jetzt die angenehmen Mittagsstunden, die er sonst in Hortenses Gesellschaft verbracht hatte, gar sehr und die eilfertige lärmende Thätigkeit war ihm höchst lästig. Er mußte fast immer allein speisen, die Frauen sah er nur flüchtig, sie hatten keine Zeit für ihn und beim gemeinschaftlichen Abendessen waren sie von der Anstrengung des Tages ermüdet, man sprach kaum über etwas anderes als über Geschäftsangelegenheiten. Er äußerte ein Mal seinen Unmuth darüber gegen Hortense, sie sah ihn mit einem freudig überraschten Blicke an und fragte: „waren Ihnen wirklich unsre Plaudereien bei Tische so angenehm?“ Als er lebhaft versicherte, er sehne sich nach der Wiederkehr dieser Stunden, erröthete sie und sprach in leiserem, schmelzendem Tone: „Geduld mein Freund, unsre Herbstarbeiten sind in wenigen Tagen beendet, dann kann ich mich Ihnen wieder widmen und freue mich darauf.“ Sie reichte ihm die Hand und diese war so weich und fein, daß Ewald sie zärtlicher und inniger drückte als die Freundschaft zu thun pflegt, daß sein Herz dabei lebhafter klopfte und seine Blicke mit einem fast träumerischen Ausdruck an dem bis über den Elnbogen entblößten, vollen und schönen

Arme hingen. Als Hortense sich ihm nicht gar zu rasch entzogen hatte und im Fortgehn den Kopf noch ein Mal wandte und ihm freundlich nickte, athmete er tiefer auf und sprach für sich: wie reizend ist sie!

Die außergewöhnlichen Arbeiten waren vollbracht, die Orangen und Granaten schon von der Terrasse fort unter das Dach der Halle gestellt, an den Bäumen im Garten hingen nur noch die ganz späten Aepfel und Birnen und an den Spalieren die zur Lese reifen Trauben in lastender Schwere zwischen dem sich schon entfärbenden Laube, umschwärmt von lüsternen Spatzen und Wespen. Auf den Beeten prahlten Georginen, Malven und Astern im buntesten Farbengewimmel, als wären sie stolz darauf, jetzt allein den Platz zu behaupten.

Es war Sonntagmorgen, eine milde Oktobersonne löste den leichten Nachtreif in Thauperlen auf und lud zu ruhiger Feier nach Wochen übermäßiger Anstrengung ein.

Gabriele hatte den Bitten Marions nachgegeben und ein kostbares Kleid von schwarzem Seidenstoffe, das letzte Weihnachtsgeschenk des Oheims, angelegt, das über Brust und Nacken bis zum Hals

herauf eng anschließend, ihre hohe Gestalt trefflich hervorhob.

Marion war voll Entzücken, sie ging Hand in Hand mit ihrer Freundin im Garten auf und ab, sah oft bewundernd zu ihr empor und sagte: „so stelle ich mir eine Königin vor, nur noch eine Krone möchte ich Dir aufsetzen — laß mich Dir einen Kranz von den kleinen schneeweißen Astern flechten, o wie herrlich würde der zu Deinem rabenschwarzen Haare stehn!“

„Marion!“ sprach Gabriele verweisend.

„Ich weiß schon was Du sagen willst. Ich bin ja aber nicht für mich eitel, ich denke ja nicht an meinen Putz, nur Dich will ich schmücken. Laß mich die Blumen pflücken.“

„Nein, mein Kind. Mit Blumen schmücken sich nur Glückliche, nur Hoffende.“

„Bist Du denn gar nicht glücklich bei uns, auch nicht ein wenig? Da gehst Du gewiß bald von uns fort. Dann würde ich so traurig werden wie Du, ich glaube, ich müßte Tag und Nacht weinen.“

Der Kleinen standen schon Thränen in den Augen, Gabriele bog sich zu ihr nieder und küßte sie zärtlich: „sei heiter, meine Marion, wir werden wohl

noch eine Zeit lang bei einander bleiben. Ich habe ja keine andre Zufluchtsstätte und Du, Du allein machst sie mir lieb."

„Was Du sagst, das ist wahr. Du hast mich lieb, Du willst bei mir bleiben — ach wie fröhlich bin ich!" rief Marion und drückte ihren Mund immer und immer wieder auf Gabrielens Hand.

Sie gingen nach dem Gartensaale zu, in dem der Frühstückstisch schon bereit stand und Ewald sich eben eingefunden hatte.

„Wie lange die böse Mama uns warten läßt" sagte Marion — „ich muß nur hineingehn und sie treiben, mit ihrer Toilette fertig zu werden; oh, sie zieht heute auch ein Lieblingskleid von mir an, das Du noch nicht gesehn hast."

Marion brauchte jedoch nicht zu mahnen, denn jetzt trat Hortense aus ihrem Zimmer. Sie hatte sich gleichfalls schon vollständig und sonntäglich geschmückt. Ihr Kleid von silbergrauem leichtem Stoffe schmiegte sich eng an die vollen Formen der nur halb bedeckten Schultern und Brust und ließ aus den offen zurückhängenden Aermeln heraus die weißen Arme weit hinauf unverhüllt. Das etwas röthlich braune Haar war, bis auf die muthwilligen

Löckchen, völlig aus der nicht hohen Stirne und hinter die zierlichen Ohren zurückgestrichen. Die ein wenig aufgeschürzte Lippe lächelte so reizend wie sonst, doch über die Wangen flog nur zuweilen ein glühendes Roth und die leicht umschatteten Augen strahlten nicht so munter, aber desto schmelzender.

Hortense nahm am Frühstückstische Platz und entschuldigte ihr längeres Ausbleiben mit übergroßer Ermüdung. Dann sprach sie: „wir alle haben eine Erholung verdient. Wollen Sie mich und Marion nach dem Münster begleiten, Gabriele? Bis zum Nachmittags-Gottesdienste muß ich schon im Gewölbe bleiben, dann schließe ich es aber und wir speisen ein Mal recht früh bürgerlich mit einander, Gabriele und Marion gehn danach in das Gewölbe und warten dort bis Ewald und ich sie gegen Abend zu einer kleinen Partie abholen, nach Schilke, nach dem Schießrain oder auf die hohe Wart."

Marion klatschte dem Plane Beifall und auch Ewald stimmte gern bei.

Er holte, nachdem die Frauen sich entfernt hatten, ein Buch von seiner Stube herunter, es war der lange nicht aufgeschlagene Don Quixote. Doch der alte Freund zog ihn nicht mehr wie früher an, Ewald

war zu zerstreut und aufgeregt von der Einwirkung der mannigfaltigen Erlebnisse in den letzten Tagen. Er legte nach verschiednen vergeblichen Versuchen in die rechte Stimmung und Gemüthsfreiheit zu gelangen, das Buch bei Seite. In der kleinen Bibliothek, die er oben aufgestellt hatte, wußte er aber auch kein anderes, das ihn jetzt angezogen hätte. Hortense las nicht viel, sie bekannte offen, kein Interesse dafür zu haben, doch erinnerte er sich, daß auf einem Tisch in ihrem Zimmer allerlei Bücher durcheinander lagen. Er trat ein, musterte und verwarf die Pariser Moderomane und ergriff endlich einen Band von Ariosts rasendem Roland in französischer Uebersetzung. Als er damit fortgehn wollte, sah er, daß die Thüre nach Hortenses Schlafgemach offen stand. Er zögerte und hatte das Verlangen einen Blick hinein zu werfen, doch ein Gefühl von Scham und Beklemmung bemeisterte sich seiner, er eilte in den Gartensaal zurück und da er es auch hier nicht einladend genug zum Lesen fand, schritt er durch die Treibhäuser bis zu der Ruhebank unter den tropischen Gewächsen.

Das grüne Zwielicht, das langsame Tropfen des Wassers, der fremdartige Athem und Duft der Pflanzen, der bei dem Offenstehn der Fenster nicht schwül

und drückend, aber weich umfangend und berauschend war, die heimliche Stille ringsum — das alles hielt ihn hier fest. Er streckte sich bequem und öffnete das Buch.

Auf dem Titelblatte stand der Name Laroche eingeschrieben. Das überraschte ihn unangenehm, er mußte an Wolkonsky's Aeußerungen denken und dabei kamen ihm die Spöttereien in den Sinn, die den Streit im Comtoir herbeigeführt hatten. Doch Hortenses Unbefangenheit, mit der sie von dem Kapitain erzählen konnte, die scherzende und dabei doch schonende Beschreibung, die sie von ihm entwarf und vor allem sie selbst in ihrer ganzen bezaubernden Erscheinung überwanden rasch jeden Zweifel.

Er blätterte in dem unsterblichen Gedicht des großen Italieners und es lockte ihn wie ein Wundergarten in das Blumenlabyrinth seiner hold verschlungenen Pfade. Ewalds Herz klopfte ungestüm bei den glühenden Schilderungen sinnlicher Leidenschaft. Mochte er auch tiefathmend emporschaun, beim Anblick dieser Palmen über ihm, dieser Myrten um ihn, in dieser berauschenden Atmosphäre glaubte er immer noch von dem magischen Bann umstrickt zu sein. Hortenses Bild umgaukelte ihn verführerisch, er em-

pfand den Druck ihrer Hand, er gedachte des Morgens als sie neben ihm sich auf den Fußspitzen empor hob, um die Granatblüthen zu pflücken, als der Hauch ihres Athems durch das grüne Gezweig ihm die Wange berührte; damals hatte er gefühllos an ihrer Seite gestanden, jetzt hätte er sie umfassen und in seine Arme schließen mögen.

Sich bekämpfend und zornig über sich selbst erröthend, sprang er auf und schleuderte das Buch zu Boden. Er verließ das Gewächshaus, ging in seine Stube, setzte sich an den Arbeitstisch und nahm die Geschäftsbücher vor, die er für Hortense neu anzulegen versprochen hatte.

So blieb er in seine Arbeit vertieft bis ihn die Schwester zum Mittagessen herunter rief. Hortense fragte, ob nicht Wolkonsky da gewesen? er sei, wie sie gehört habe, wieder angekommen, wollte aber schon morgen nach Paris zurückkehren; seine Freunde gäben ihm zu Ehren heute ein Fest. Ewald sagte, es wäre ihm lieber, wenn er ihn nicht wiedersähe, Gabriele wünschte im Stillen, während sie sich bereit machte, mit Marion fortzugehn, daß auch ihr das Wiedersehn erspart bliebe.

Der Gang nach dem Laden wurde ihr heute

schwerer als jemals, sie bat ihren Bruder und Hortense dringend, nicht zu lange auszubleiben. Ewald war zerstreut und in sich gekehrt, Frau Bertrand erwiderte etwas empfindlich: „wir wollen Ihre Geduld auf keine zu lange Probe stellen, der schöne Tag lockt ohnehin alle Welt hinaus, Sie werden ziemlich ungestört bleiben.“

Gabriele ging mit ihrer kleinen Freundin durch die geputzte Menschenmenge, die nach allen Thoren eilte. Sie öffnete das verschlossene Gewölbe, das ihr einen betäubenden Blumenduft entgegensandte, sie entrollte das über der Thüre angebrachte Zelt, ließ durch Marion Tische und Stühle hinaus auf den Platz stellen und beschäftigte sich zum Abholen bestimmte Schalen mit Obst anzufüllen.

Es kamen nur einzelne Gäste, zu deren Bedienung Marion keine Hülfe brauchte, und gingen bald wieder. Dann erschienen ein paar Leute, die sich für Diener einer neu angekommenen Russischen Herrschaft ausgaben, wählten die reichsten auf dem Ladentische stehenden Frucht- und Blumenschalen aus und verlangten, in eben so unvollkommenem Deutsch als Französich, daß sie ihnen samt den Gefäßen mitgegeben würden. Gabriele verlangte Bezahlung für

die Waaren und Einsatz für die Geschirre, die Leute erklärten aber, Geld hätten sie nicht mit, ihre Herrschaft wohne in einem, der Bezeichnung nach ziemlich entfernten Gasthofe und werde die Zahlung alsbald hierher schicken.

Den vortheilhaften Handel von der Hand zu weisen war eben so bedenklich, wie den Unbekannten ohne weiteres werthvolle Gegenstände anzuvertraun, so blieb denn nichts anderes übrig, als daß Marion die Leute nach dem Gasthof begleitete, um dort das Geld in Empfang zu nehmen oder die Bürgschaft des Wirthes zu erlangen. Marion versprach, ihren Auftrag mit Klugheit zu besorgen und ging mit den Leuten fort.

Kurze Zeit darauf klirrten Säbel und ein halbes Dutzend junger Offiziere, deren gerötheten Gesichtern man den reichlichen Weingenuß ansah, blieb vor dem Gewölbe stehn.

Gabriele verbarg sich erschrocken in der fernsten Ecke hinter aufgebauten Topfgewächsen.

„Das ist ja der Laden!“ rief Einer. Aber wo ist die schöne Fee? Komm' mit, Beauregard, daß wir sie herbei beschwören!“

Zwei von den jungen Männern traten in das

Gewölbe, während sich die andern unter dem Zeltdache niederließen. Gabriele mußte sich ein Herz fassen und, ihr Versteck aufgebend, die Herren mit möglichster Ruhe nach ihrem Begehr fragen.

„Diable und ob sie schön ist!“ wandte sich der Erste an seinen Freund. „Eine wahre Juno, eine Diana!“

„Nun, Emil, habe ich übertrieben?“ erwiderte Beauregard. „Mademoiselle, wir bitten um Orangen und Trauben, aber süß und schmelzend müssen sie sein wie der Kuß einer Schönen.“

„Wir prüfen es!“ setzte Emil hinzu.

Hastig, mit bebenden Händen griff Gabriele nach dem Verlangten und trug es unter dem Zelte auf. Die Herren draußen schienen etwas weniger erhitzt zu sein, sie unterhielten sich lebhaft über ein politisches Ereigniß und begnügten sich mit einigen galanten Phrasen gegen die schöne Stellvertreterin Hortenses.

Zu Gabrielens Beruhigung kam eben der von Wolkonsky ihr vorgestellte Oberst, begrüßte sie höflich und nahm neben seinen jüngern Kameraden Platz.

Emil und Beauregard bezeigten jedoch keine

Lust, das Gewölbe zu verlassen, sie setzten sich an eins der darin stehenden Tischchen und verlangten hier bedient zu werden. Sie forderten bald andre Früchte, bald Zucker, suchten mit Gabrielen eine Unterhaltung anzuknüpfen und da ihnen das nicht gelang, sprachen sie mehr als halblaut in der schamlosesten Weise über sie und verfolgten sie auf Schritt und Tritt mit begehrlichen Blicken.

Gabrielen überannen eisige Schauder, sie wußte nicht, sollte sie die Flucht ergreifen, sollte sie den Schutz des Obersten und der andern Herren anrufen, die das Benehmen ihrer Kameraden bis jetzt nicht beachtet hatten, sie stand zitternd hinter dem Ladentische und konnte sich kaum aufrecht erhalten.

Beauregard flüsterte seinem Freunde etwas zu.

„Oh was! Caprice und Koketterie! glaubst Du an die Unschuld eines Ladenmädchens?" rief Emil, stand rasch auf und ging bis dicht an Gabrielen heran. „Sie sind schwermüthig, mein schönes Kind. Diana sehnt sich nach Endymion. Wissen Sie etwas von der amüsanten Geschichte? Ich will sie Ihnen unter vier Augen erzählen! Wann darf ich Sie besuchen?"

„Entfernen Sie sich auf der Stelle, Unverschäm-

ter!“ rief Gabriele und die Empörung gab ihr wieder Kraft.

Emil lachte hell auf: „o wie vortrefflich spielen Sie die keusche Göttin. Aber im Hause der liebenswürdigen Hortense wohnen Sie doch, nicht wahr? und ihre Gehilfin sind Sie doch — oder ist das zu behaupten auch unverschämt? Wozu also die Maskerade? Sie haben mich beleidigt und Sie wissen, wie ein Mann von einer Schönen Genugthuung fordert!“

Er umschlang sie und wollte sie küssen, sie stieß ihn jedoch so heftig zurück, daß er in die aufgebauten Zierpflanzen fiel und eine arge Zerstörung unter ihnen anrichtete. Die Offiziere unter dem Zelte, durch den Wortwechsel aufmerksam gemacht, waren bei den Gepolter der durcheinanderstürzenden Blumenäsche in das Gewölbe eingetreten. Sie lachten über Emil, der sich eben aus den Armen der Gummibäume und Cacteen erhob und, wüthend über seine schimpfliche Niederlage, ausrief: „Diable, jetzt will ich sie wohl zwingen, sich küssen zu lassen!“

Gabriele hatte aber schon von einem Fruchtteller ein spitzes und scharfes kleines Messer ergriffen, hielt es ihm gezückt entgegen und sagte: „berühren Sie

mich und ich bohre Ihnen das Messer in das Auge. Sie sollen empfinden, daß ein deutsches Mädchen Muth und Kraft genug hat ihre Ehre selbst zu vertheidigen, wenn auch keiner dieser Offiziere einer Nation, die sich die ritterliche nennt, nur die Hand rührt, mich von den Angriffen eines Elenden zu befrein!“

Emil war von der Haltung, dem Ausdruck, den Worten Gabrielens wie gebannt, er starrte sie lautlos an, seine Kameraden aber murrten unter einander und warfen ihm feindselige Blicke zu. Beauregard versuchte eine Entschuldigung seines Freundes, doch der Oberst gebot Schweigen und sprach mit größter Strenge: „Sie haben mit brutaler Gewalt die Ehre einer Dame angegriffen, gleichviel wenn Sie auch nicht wußten, daß diese Dame durch Geburt und Bildung auf eine ganz andre Stellung Anspruch machen darf, als ihre gegenwärtige, zu der sie sich, durch ein ehrenvolles Mißgeschick bedrängt, hat bequemen müssen, daß sie an dem Freiheitskampfe in ihrem Vaterlande heldenmüthig Theil genommen und gegen die Verfolgung auf dem Boden Frankreichs ein Asyl gesucht hat. Gleichviel, ob Sie das wußten oder nicht, der erste Blick mußte Sie belehren und abhalten, ein Betragen fortzusetzen, das selbst gegen

eine leichtfertige Schöne unwürdig gewesen wäre und Ihnen hier den Namen eines Unverschämten und Elenden mit Recht zugezogen hat. Ich würde persönlich hierfür von Ihnen Genugthuung fordern, aber Sie tragen in diesem Augenblicke die Uniform einer ruhmreichen Armee, einer Nation, die Anspruch darauf hat, sich ritterlich zu nennen und diese Uniform haben Sie selbst beschimpft. Darum kann ich nur als Ihr Kommandeur zu Ihnen sprechen und befehle Ihnen, den Degen abzugeben und sich als Arrestant zu melden. Ich werde ein Ehrengericht über Sie zusammen rufen."

Die Offiziere gaben ihren Beifall laut zu erkennen, Emil nahm seinen Degen ab, reichte ihn dem nächsten Kameraden und sprach im Tone aufrichtiger Beschämung: „Mademoiselle, ich bereue aus tiefster Seele ..."

Der Oberst unterbrach ihn: „es kommt Ihnen nicht mehr zu, hier persönlich um Verzeihung zu bitten, das Offizier-Corps tritt jetzt an Ihre Stelle."

Emil grüßte militärisch und entfernte sich.

„Mademoiselle" — wandte sich der Oberst an Gabrielen — „auch ich bin noch nicht berufen, Sie wegen eines Vorfalls um Verzeihung zu bitten, der

mich und alle diese Herren empört. Ich kann jetzt nur versichern, daß Ihnen volle Genugthuung werden wird. Meine Herren, ich bitte Sie, den gerechten Schmerz dieser Dame dadurch zu ehren, daß Sie sich entfernen. Wollen Sie mich auf dem Platze erwarten, ich folge Ihnen sogleich nach."

Die Offiziere gingen mit achtungsvollem Gruße gegen Gabrielen. Der Oberst wartete bis sie sich entfernt hatten, dann sagte er: „gestatten Sie mir, als Beweis der Hochachtung, die Ihr Benehmen mir eingeflößt hat, Ihnen einen wohlgemeinten aufrichtigen Rath zu ertheilen. Lösen Sie das Verhältniß zu der schönen Frau, in deren Hause Sie wohnen, unverzüglich und verlassen Sie Straßburg je eher, je lieber. Kann ich in irgend einer Weise Ihnen nützlich sein, so zählen Sie auf mich."

Der Oberst folgte seinen Kameraden, Gabriele sank erschöpft auf einen Stuhl und brach in einen Strom heißer Thränen aus. Sie konnte in ihrem unsäglichen, bittern Schmerze keinen andern Gedanken fassen, als den: „warum so viel Elend, so viel Schmach auf mich?"

Da hörte sie die Worte: „wollen wir eintreten?" und die Stimme dessen, der antwortete: „nicht jetzt,

laß uns gehn!“ drang mit wunderbarer Macht auf sie ein und schreckte sie jählings auf.

Sie sah empor und erblickte noch zwei Herren, die Arm in Arm, von ihr abgewendet, eben das Zelt verließen und ihrem Gesichtskreis entschwanden. Sie hatte nicht die Kraft, an die Thüre zu eilen und ihnen nachzusehn, doch diese Stimme, diese Gestalt — wäre es möglich? stünden die Todten wieder auf? Nein, sie konnte sich nicht täuschen, seine Stimme, seine Gestalt war ihr so unauslöschlich eingeprägt, daß der flüchtigste Blick auf ihn, ein Laut von ihm genügt hätte, ihn unter Tausenden heraus zu finden. Er war es und kein Andrer, er, den sie beweinte, dessen Tod ihrem Leben alle Freude abgestreift hatte — Lossow lebte, ihre Hand war rein von seinem Blut!

Mit einem Schlage sank Schmerz, Elend und Schmach in das Nichts zurück, ihr Herz sprengte die eherne Bande, die es qualvoll umklammert und umnachtet hatten und zum Himmel empor, der erfüllt von Glockenklang und strahlendem Licht sich hoch über ihr wölbte, jauchzte sie mit seliger Inbrunst: er lebt — Gott ich danke Dir!

Sie stand noch der Außenwelt entrückt, mit ge-

senkten Augen, bleich und verklärt, den Mund erschlossen von einem wonnevollen Lächeln, als Wolkonsky eintrat, ohne daß sie sein Kommen wahrgenommen hätte.

Er betrachtete sie staunend und gefesselt von dem seltsamen, entzückend schönen Räthsel. Durch Emil und die andern Offiziere von dem Vorgange bereits unterrichtet, hatte er erwartet eine in Zorn flammende oder von Schmerz Ueberwältigte anzutreffen und fand eine selig Lächelnde, träumerisch Verzückte.

„Gabriele!“ sprach er leise, mit dem schmeichelndsten Wohllaute seiner weichen Stimme. „Gabriele!“

Sie schlug die Augen auf und das Lächeln schwand aus ihren Zügen, als sie den Polen erblickte.

„Ich hatte nicht geglaubt, Sie in einer so angenehmen Träumerei zu finden, als ich hierher eilte, Ihnen meine schmerzliche Entrüstung auszudrücken und mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. O hätten Sie mir Vertraun geschenkt, sich meinem Schutze nicht entzogen oder nur mein letztes treugemeintes Anerbieten angenommen, selbst damals wäre es

noch Zeit gewesen und diese Erniedrigung, diese Beschimpfung von Ihnen abgewendet worden!"

„Wer seine Ehre zu vertheidigen weiß, kann durch den Angriff eines Elenden wohl verwundet nicht aber beschimpft werden, Herr von Wolkonsky. Ich danke Ihnen auch für Ihr heutiges Anerbieten. Wenn Sie von dem Vorgange schon Kenntniß haben, werden Sie auch wissen, daß Ihr Freund der Oberst mir in vollem Maße Genugthuung verschaffen wird."

„Kann er aber verhindern, daß Sie zum Märchen der Stadt werden, daß die Neugierigen nach diesem Laden strömen, die streitbare Blumenhändlerin kennen zu lernen, die sich mit dem Messer zu vertheidigen weiß? Glauben Sie etwa, in der guten Stadt Straßburg gäbe es keine Lästerzungen, die das Edle in's Gemeine herabzuziehn, Ihren Ruf zu verdächtigen wüßten? Ich sehe mit Schmerz voraus, daß die heldenmüthige Entschlossenheit die Sie heute bewiesen haben nur die Quelle neuer Demüthigungen für Sie sein wird."

„Es ist möglich, es ist nur zu wahrscheinlich, daß Sie Recht haben, ich werde auch dies ertragen müssen, wenn ich es nicht vermeiden kann."

„Ist das Ihr Ernst, kam das wirklich aus Ihrer stolzen Seele?“

„Ich habe gelernt, daß unser Erbtheil und unsre Pflicht dulden heißt; die Kraft dazu ist mir heute geworden. Wenn die Verleumdung keinen Makel an mir findet, wird sie zuletzt doch wohl verstummen.“

„Möchten Sie in dieser Zuversicht nicht getäuscht werden, baun sie nicht zu fest auf die Reinheit Ihres Bewußtseins! Die Verleumdung braucht nur den Anschein einer Schuld zu erspähn, so triumphirt sie gewiß!“

Es lag in Wolkonsky's Tone eine mitleidige Zurückhaltung, die Gabrielen betroffen machte: „was wollen Sie damit andeuten? Sprechen Sie es lieber offen aus.“

Wolkonsky richtete seine dunklen, flammenden Augen fest auf Gabrielen und begann mit dem Ausdruck tiefen Gefühls: „das gerade möchte ich Ihnen ersparen, ich möchte Sie retten und geborgen haben, ehe ich die Binde löse, die Sie jetzt noch wohlthätig schirmt. Gabriele, hören Sie mich ruhig an, ich weiß, daß ich zu Ihnen freimüthiger sprechen kann als zu irgend einer Andern Ihres Geschlechtes. In meinem wechselvollen, kampfgewohnten Leben

habe ich nach Freude und Genuß gejagt, so oft ich nicht um Ehre und Ruhm werben konnte, doch die Gunst der Frauen galt mir nicht höher als die Glückskarte am grünen Tisch, als ein süß aufregendes Spiel. Die erste Stunde, die mich in Ihre Nähe brachte, hat mich gelehrt, daß eine Frau von Ihrem hohen, kühnen Sinn nicht nur dem stolzesten Manne ebenbürtig ist, nein daß sie selbst das höchste Ziel seines Strebens sein kann. Von diesem Augenblicke an erfüllte die glühendste Leidenschaft und die reinste Bewunderung für Sie meine ganze Seele, stand es unerschütterlich fest in mir, daß Sie die Meine werden müßten. Jenen armen, tölpischen Gwinner haben Sie nie lieben können, von dem einzigen Nebenbuhler, den ich fürchtete, hat Ihre eigne Hand mich befreit, aber glauben Sie mir, wenn Beide wieder auferstünden oder wenn der Reichste alle Schätze der Erde zu Ihren Füßen legte, der Ruhmvollste im Glanz des Sieges käme, der Mächtigste Sie auf seinen Thron führen wollte, ich träte dazwischen und Keiner sollte Sie besitzen, bevor er diesen Arm nicht für immer entwaffnet hätte.“

Der beängstigende Eindruck, den die Weigerung des Polen, ihr Rede zu stehn und der plötzliche Aus-

bruch seiner Gluth auf Gabrielen ausgeübt hatte, wich dem Gefühle gekränkter Weiblichkeit: „ich weiß nicht ob irgend etwas in meinem Benehmen Sie zu einer Hoffnung veranlaßt hat; ist es dennoch unabsichtlich geschehn, so beklage ich die Täuschung. Aber wie Sie wagen können die Freiheit meines Willens und meiner Neigung durch prahlerische Drohungen einzuschüchtern — das ist unerhört. Was giebt Ihnen hierzu auch nur den Schein eines Anspruchs?"

„Die Leidenschaft, die mich beherrscht. Sie achtet nicht auf die kalte Zurückweisung, sie trägt das Bewußtsein unwiderstehlicher Macht in sich. So gewiß als die sprödeste Knospe dem Kuß der Sonne nicht widerstehn kann, so gewiß wird Ihr Herz an meiner Gluth erwarmen."

Mit zornblitzendem Blick rief Gabriele: „hören Sie denn, daß ich Sie hasse, daß ich Sie verabscheue! . . ."

Doch Wolkonsky fuhr unbeirrt fort: „sparen Sie alle Worte der Entrüstung und des ohnmächtigen Zornes, denn Sie haben keine andre Zuflucht, als die meine Liebe Ihnen bietet. Danken Sie mir die Schonung, wenn ich nur sage, Sie müssen diese Stadt verlassen, Sie können nicht in die

Heimath zurückkehren, es bleibt Ihnen keine Wahl, als mit mir sich zu verbinden und mir nach Paris zu folgen."

„Eher wähle ich den Tod!" sprach Gabriele entschlossen. „Doch warum höre ich noch auf die Worte eines Mannes, von dem ich weiß, daß er um seine Zwecke zu erreichen, auch die Lüge nicht verschmäht?"

Wolkonsky erbleichte: „Sie stoßen meine rettende Hand mit Verachtung zurück, Sie vergelten die heißeste Liebe mit tödtlicher Beleidigung? — Wohlan, Sie sollen die schonungslose Wahrheit hören! Wissen Sie, in wessen Schutz Sie sich begeben haben, weil Sie den meinigen für unziemlich hielten? Die liebenswürdige Hortense gleicht ihren Blumen und Früchten nicht nur an Schönheit und Reiz, sie theilt auch eine andre Eigenschaft mit ihnen, zum Troste Derer, die sich mit dem Anschaun nicht begnügen — die Verkäuflichkeit!"

Gabriele stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Bitte, mein Fräulein, verstehn Sie mich nicht falsch!" fuhr Wolkonsky mit marternder Gelassenheit fort. „Da Sie meinen Worten nicht glauben,

werden Sie gewiß genaue Erkundigung einziehn und ich möchte um alles in der Welt nicht, daß Sie mir dann nur die kleinste Uebertreibung vorwerfen könnten. Erlauben Sie, daß ich mich durch ein Gleichniß Ihnen deutlich mache. Sehn Sie diese köstlichen Ananas hier, man darf sie gewiß verkäuflich nennen, doch für wen sind sie's nur? Für einen reichen Cavalier, einen Banquier — einem Lieutenant, der von seiner Gage leben muß, bleiben sie ein Schaugericht. — Ueber das Pariser Leben Hortenses gehn viel Gerüchte, von denen ich schweige, weil ich nichts beweisen kann, doch hat sie in die Ehe außer der Schönheit auch ein klingendes Kapital mitgebracht. Herr Bertrand war in jeder Hinsicht ein vorurtheilsfreier, sicher gehender Spekulant, er wußte aus allem den größtmöglichen Vortheil zu ziehn und darum hinterließ er bei seinem Tode ein nicht unansehnliches Vermögen. Die junge Wittwe bewies, daß sie gelernt hatte, haushälterisch zu sein, man konnte ihr keine einzige Thorheit des Herzens nachreden. Wie viele Herren sich auch bewarben, das allerliebste Quartier zu erlangen, das Sie jetzt inne haben, sie wußte immer die klügste Wahl zu treffen und mein Freund Laroche, der außer seiner Gage

noch über eine stattliche Rente zu verfügen hat, wurde viel beneidet. Er selbst war über diesen Vorzug so entzückt, daß er sich von der Gesellschaft seiner Kameraden ganz zurückzog, häuslich lebte wie ein braver Ehemann, sogar mit der Gießkanne und der Gartenhippe hantirte. Alle Vorstellungen fruchteten nichts, man fürchtete schon, er werde sich zu einem das ganze Offizier-Corps kompromittirenden Schritte hinreißen lassen und wirkte auf seine Versetzung in eine entfernte Garnison hin. Da brachte ihn zum Glück ein niedliches Gärtnermädchen auf andre Gedanken — Ihre Vorgängerin, mein Fräulein — die zwar nicht so fein und kostbar wie jene Ananas war, aber doch so frisch und ländlich, wie diese rothbäckigen Aepfel hier. Hortense zeigte sich bei der Entdeckung nicht so nachsichtig als man von ihr hätte erwarten dürfen, sondern gerieth in heftigste Eifersucht, jagte die arme Kleine aus dem Hause und machte dem guten Laroche so bittre Vorwürfe, daß er dem unerwarteten Befehl, bei einem Regimente an der belgischen Grenze einzutreten, gar nicht ungern gehorcht haben soll. Welch ein Ersatz der verlassenen Hortense zu Theil geworden ist und wie rasch sie sich getröstet hat, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Ur-

theilen Sie nun selbst, ob ich die schwere Kränkung verdient, ob ich nicht Recht gehabt habe, wenn ich sagte, es bleibt Ihnen keine andre Zuflucht, als die meine Liebe Ihnen bietet."

Gabriele hatte still zugehört, nur ein leises Zucken und Zusammenschaudern verrieth, daß die Worte des Polen wie vergiftete Pfeile in ihr Herz eindrangen. Als er schwieg, starrte sie immer noch vor sich hin. Von allen Seiten her drängten sich die argwöhnischen Vermuthungen, die sie stets gehegt, ihre eignen Wahrnehmungen bestätigend heran und wenn es noch eines Beweises bedurfte, so konnte es keinen vollgültigeren geben als die letzten Worte des Obersten. Und dies Licht blendete sie so schrecklich grell, daß sie immer wieder die Augen davor verschließen mochte und sich vorkam wie eine, die angstvoll in dumpfem Dunkel hinirrt und so oft sie der Hellung zueilt und hinaustreten will, von bleichen Todtengebeinen und ringelnden Schlangen zurückgescheucht wird. Als sie verzweifelnd den Blick empor richtete und Wolkonskys frohlockendem Auge begegnete, durchzuckte sie plötzlich eine neue nicht minder schreckliche Gewißheit und sie rief entsetzt: „das ist Ihr Werk! All Ihre Betheuerungen reiner Liebe sind

Lüge, Sie haben die Netze aufgestellt, mich in Schmach und Schande zu verstricken!"

Der Pole zuckte die Achseln und erwiderte ruhig „ich bin gewohnt, statt Dank ungerechte Anklagen von Ihnen zu hören. Wollen Sie sich erinnern, daß Sie selbst ohne mein Zuthun und ohne mein Wissen diese treffliche Zufluchtsstätte gefunden, daß ich bei meiner ersten Begegnung mit Ihnen an diesem Orte Sie beschworen habe, sich dem Verhältnisse zu entziehn, das ich schon damals ein zweideutiges nannte."

„Sie täuschen mich nicht mehr. Warum hätten Sie sonst nicht meinem Bruder schon am ersten Tage mit klaren Worten das mitgetheilt, was Sie mir erst heute gesagt haben? Da war eine offene Warnung Freundespflicht. Jetzt hoffen Sie, ich sei gezwungen, mich Ihnen wehrlos und ehrlos zu überliefern. Doch Sie haben sich verrechnet, es ist noch Zeit, die Verbindung mit jener schändlichen Heuchlerin zu lösen, ich bin entschlossen, dem Obersten, der sich als Mann von Ehre bewiesen und mir seinen Schutz angeboten hat, volle Aufklärung zu geben. Er denkt edel genug, unsre arglose Unerfahrenheit zu begreifen und zu entschuldigen, seine Bürgschaft wird uns bei allen

Redlichen ein sichrer Schild gegen die Verläumdung sein."

„Ich muß von neuem bewundern, wie reich Ihr Geist an Auskunftsmitteln ist. Das Wort des Obersten hat wirklich ein bedeutendes Gewicht, aber er ist ein welterfahrner Mann und zu eifersüchtig auf Erhaltung seines wohlbegründeten Ansehns, als daß er es durch Bürgschaft in einer verlornen Sache gefährdete. Versuchen Sie es, gehn Sie ihn darum an und er wird Sie mit der größten Theilnahme und Güte — abweisen. Nicht als ob er im entferntesten an Ihrer Tugend zweifelte, er ist schon seit der ersten Unterredung Ihr Verehrer, aber damals bereits sprach er sein inniges Bedauern gegen mich aus, daß es nun zu spät sei, Ihnen eine geziemende Stellung hier in Straßburg zu verschaffen."

„Ist das Maß der Beschimpfung noch nicht voll, welch neues Schreckniß haben Sie in Bereitschaft?" fragte Gabriele bebend. „Wenn Sie des Mitleids noch fähig sind, so quälen Sie Ihr Opfer nicht länger, führen Sie den letzen Streich!"

„Sie nennen sich mein Opfer —" erwiderte der Pole leidenschaftlich — „ja Sie sind es und ich lasse

Sie nicht aus meiner Macht, Sie müssen mein werden, ob die Liebe oder die Verzweiflung Sie mir in die Arme führt. Noch ein Mal, raffen Sie sich auf zu einem freien, Ihrer hohen Seele würdigen Entschlusse. Sie haben ja bewiesen, daß Sie fähig sind, den armseligen Zwang kleinbürgerlicher Sitte zu brechen. Fragen Sie nicht weiter, martern Sie sich nicht länger in diesem jämmerlichen Elend. Kehren Sie ihm mit Verachtung den Rücken und folgen Sie mir nach der freien heitern Weltstadt. Dort bietet Ihnen meine Liebe ein glänzendes Loos voll Genuß, voll bedeutender Wirksamkeit für die Sache der Freiheit aller Völker. Dort, im Kreise berühmter Männer und geistvoller Frauen, werden Sie sich den Platz erobern, der allein Ihrer würdig ist und mir dankbar gestehn, daß die Vergangenheit wie ein verworrnes, dumpfes Mühsal tief unter Ihnen liegt, daß man hier allein, auf diesen heitern Höhn frei und glücklich athmen kann."

„In olympischer Freiheit!" versetzte Gabriele mit schneidendem Hohne. „Erhaben über alle Vorurtheile der beschränkten Menge, entfesselt von den Sclavenketten, die der Aberglaube Gebote Gottes nennt! O als ich durch den Trunknen mich auf's

Aeußerste beleidigt glaubte, wie unerfahren war ich da noch!"

„Gabriele!" fuhr Wolkonsky stürmisch drängend fort. „Was Sie auch von mir verlangen, zu allem bin ich bereit. Ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort, sobald wir nach Paris kommen ...."

„Halt, Herr von Wolkonsky!" unterbrach sie ihn mit der vollen Kraft sittlicher Hoheit. „Ersparen Sie sich den Schluß Ihrer nichtswürdigen Verlockung und mir die Antwort darauf. Ich hasse, ich verabscheue Sie und Ihr Schmeicheln ist mir zehnfach mehr zuwider als ich Ihr Drohn verachte. Was können Sie mir noch anthun, mich tiefer zu erniedrigen? Im Bewußtsein meiner selbst fühle ich auch jetzt noch Muth, der scheinbarsten, der giftigsten Verleumdung zu widerstehn. Ich bleibe hier, ich nehme den Kampf auf und die Wahrheit und Unschuld müßte nicht von Gott sein, wenn sie nicht endlich siegte!"

Ein wilder, furchtbarer Grimm drückte sich in den Zügen wie im Tone des Polen aus, er rief: „Ihr Stolz, Ihr Hochmuth will zertreten sein, ehe er sich ergiebt, so geschehe ihm nach seinem Willen! Haben Sie noch nie bedacht, wem Sie diesen elenden Unterhalt schuldig sind? Stehn Sie wirklich in dem

Wahne, Sie verdankten ihm der Arbeit Ihrer zarten Hände? Ich sage Ihnen, die kluge Hortense hätte jedes hübsche, gefällige Landmädchen vorgezogen, wenn sie nicht von Leidenschaft für Ihren Bruder verblendet wäre. Jedermann weiß, daß nur Hortenses Einfluß bei ihrem alten Verehrer, dem Kaufmann Rainer, ihm seine Stellung verschafft hat. Nun lebt er in derselben idyllischen Zurückgezogenheit wie mein Freund Laroche vor ihm, er ist von den verführerischen Reizen der schönen Blumenfee so bezaubert, daß er sich sogar neulich unter seinen friedlichen Kollegen im Comtoir zu ihrem Ritter aufgeworfen hat. Das ist das Märchen der ganzen Stadt, man lacht noch über das Abenteuer des neuen Don Quixote. Er wird gewiß als Preis den beneidenswerthen Platz des seligen Herrn Bertrand einnehmen, wenn er die unerläßliche Tugend ehemännlicher Geduld sich anzueignen versteht und Sie, mein Fräulein, mögen sich bei Zeiten üben, Ihre Sprödigkeit den gefälligen Sitten Ihrer künftigen Schwägerin anzubequemen. Darum würde es nichts fruchten, wenn man auch von den Kanzeln herab Ihre Unschuld verkündigte, alle Welt weiß, daß Sie wie Ihr Bruder von der Gunst der wohlbekannten Frau

Bertrand leben und Niemand glaubt, daß Ihnen selbst das verborgen sein könnte."

Starr vor Entsetzen hatte Gabriele zugehört, sie griff mit der Hand an die Stirn und flüsterte: „Ewald — mein Ewald — o Lüge, teuflische . . ." Doch plötzlich trat ihr Hortenses verführerisches Bild vor die Seele und lachte sie tückisch an. Eine unsägliche Angst ergriff ihr Herz, hastig nahm sie Hut und Tuch und wollte aus dem Gewölbe forteilen.

„Was haben Sie vor?" fragte Wolkonsky. „Sie müssen einsehn, daß Ihnen nichts übrig bleibt, als rasche Trennung von Ewald."

„Mich von ihm trennen?" rief Gabriele. „Ihn dem Verderben überlassen, das er noch nicht ahnt? Sie haben geglaubt, durch den letzten Schlag mich gänzlich zu zerschmettern — armes, elendes Herz, das keine Ahnung von der echten Liebe hat! Mögen mich Alle für die Verworfenste halten, mir überall mit Hohn und Verachtung begegnen, das kümmert mich jetzt nicht mehr, denn es gilt ihn zu retten und Gott wird mir die Kraft dazu verleihn!"

Sie eilte an Wolkonsky vorüber, er sah ihr betroffen, mit staunenden Blicken nach: „Sollte alles fehlgeschlagen, mein ganzes Thun umsonst gewesen

sein?“ sprach er für sich. „Ich muß zum Ziel gelangen, koste es was es will. Wie hinreißend schön ist sie in ihrem Schmerz, wie viel schöner noch in ihrem Zorn und welch hoher unbeugsamer Sinn, welch durchdringender Verstand, welch königlicher Adel in ihrem Wesen! O sie würde die kluge, hülfreiche Gefährtin eines Mannes sein, der öfter mit der Intrigue, der Verschwörung, der Ueberlistung als mit dem Schwerte für seine Sache streiten muß. — Und darum ist sie für mich geschaffen und so glühend sie jetzt mich haßt, so glühend wird sie mich lieben, Haß schlägt um in Liebe, Liebe sucht Schutz vor sich selbst im Haß. Also dem Glück vertraut, das mir noch nie untreu war. Mag sie für dieß Mal meinen Netzen und Pfeilen entronnen sein, verwundet ist sie doch und im nächsten Kampf erliegt sie. —“

Gabrielens Schritte durch die menschenleeren Straßen beschleunigte eine namenlose Angst; es war ihr immerwährend als ob eine Stimme sie zu eilen mahnte.

Endlich kam sie am Hause an und öffnete mit dem Schlüssel, den sie bei sich trug. Der Gartensaal war leer, sie stieg die Treppe hinauf, doch in

den obern Zimmern fand sie ihren Bruder nicht und ein Blick über den Garten zeigte ihr, daß er auch dort nicht war. Aber er konnte auch noch nicht fortgegangen sein und sie unterwegs verfehlt haben, denn da stand ja sein Hut auf dem Tische. Sie begab sich wieder hinunter in Hortenses Wohnung und ihre Beklemmung wuchs als sie auch hier Niemanden antraf. Die Thüre aus der Vorrathskammer in die Gewächshäuser stand auf. Gabriele empfand ein unheimliches Zagen und schritt furchtsam und verstohlen in den stillen schmalen Gängen hin, auf deren Fußboden wechselnde Sonnenlichter durch die grünen Blätterschatten flirrten und sich wie zu magischen Charakteren mit ihnen verschlangen.

Als sie unhörbar in das Palmenhaus eingetreten war, gewahrte sie, selbst noch verborgen hinter den breiten Blättern eines Pisangs, ihren Bruder.

Er stützte sich, halb von ihr abgewandt, auf die Steinbekleidung des Wasserbeckens und sah vor sich nieder; Hortense stand am Eingang zu dem kleinen Rondeel und hielt ein Buch in der Hand. Auch ihre Augen hafteten am Boden, ihre Wangen überflog

ein brennendes Roth als sie jetzt leise fragte: „warum lesen Sie nicht weiter? Aus Ihrem Munde verstehe ich erst das Gedicht und es ist so schön.“

„So schön und so ... ich kann nicht weiter lesen!“ erwiderte Ewald mit gepreßter Stimme.

Hortense ließ das Buch zu Boden fallen: „wenn es Ihnen nicht mehr gefällt, lassen wir es; noch lieber höre ich Sie zu mir sprechen! Was ist Ihnen aber, mein Freund, Sie stehn auf, Sie wenden sich von mir ab.“

Als er keine Antwort gab, trat sie ihm näher, legte die Hand leicht auf seine Schulter und bat mit schmelzendem Tone: „Sie zürnen mir und ich weiß nicht warum. O sprechen Sie ein freundliches, ein liebes Wort oder schelten Sie mich, wenn ich's verdient habe, nur schweigen Sie nicht!“

„Hortense, Hortense!“ rief Ewald.

„Nein, nicht so — verdiene ich nicht von Ihnen angeschaut zu werden, dann mögen Sie noch so hart und streng zu mir sprechen, Ihre Augen strahlen mir Trost zu für die rauhen Worte. Nun, mein Freund, lassen Sie mich vergeblich bitten?“

Er wandte sich nach ihr, doch ohne den Kopf zu erheben: „Hortense — ich Ihnen zürnen? Ich wage

nicht Sie anzuschaun. Kommen Sie, gehn wir fort aus der schwülen, berauschenden Luft, sie verwirrt mir den Sinn!"

Ein Lächeln zuckte um den Mund der schönen Frau, jetzt glich sie fast dem Bilde, das Gabrielen aufgeschreckt hatte. Sie lehnte sich an Ewalds Schulter, schmiegte den Kopf an seine Brust, blickte schmachtend zu ihm empor und flüsterte zärtlich seinen Namen. In ausbrechender Leidenschaft umschlang er sie und drückte einen heißen Kuß auf ihren Mund, doch eben so rasch riß er sich wieder aus ihren Armen los, Scham und Zorn überglühte sein Gesicht. Hortense hielt seine Hand fest: „Ewald — Sie stoßen mich zurück, da ich die Seligkeit Ihres Kusses, Ihrer Umarmung kaum gekostet, theuerster, geliebter Freund, ist das der Lohn der Liebe?"

„Ich hasse Sie, ich verachte mich!" rief Ewald in wildem Grimm, „hinweg von mir, verführerische Schlange!"

„Ich lasse Dich nicht, Undankbarer, Grausamer!" rief Hortense außer sich. „Du hast in meinem Herzen die Leidenschaft entflammt und nun zertrittst Du dieses arme Herz, das nur Dir allein gehört. O ich unselige Betrogne!"

Sie brach in einen Strom von Thränen aus und sank zu seinen Füßen, er blickte mit einer Regung des Mitleids auf sie nieder und bat sie mit sanfteren Tone, aufzustehn. Da faßte ihn eine andre Hand und als er sich erschreckt umwandte, begegnete er dem Blicke seiner Schwester.

„Komm' und verlaß ohne Weilen dies Haus!“ sprach sie mit hohem Ernst. „Wirf keinen Blick mehr auf diese Frau und komm mit, gleichviel wohin, besser im Sarg, als noch eine Nacht unter diesem Dach!“

Hortense sprang auf: „Ha was will die Verhaßte hier? Dich mir entreißen? Nimmermehr! Ist das der Dank dafür, daß ich sie großmüthig, schwesterlich in meinem Hause aufgenommen habe? Damals flehte sie um Schutz und Schirm unter diesem Dache und jetzt belauscht sie uns arglistig, beschimpft mich für meine offene, rückhaltlose Liebe — die kalte Scheinheilige! Ewald Du hast mich unsäglich tief gekränkt und ich dulde es mit Thränen, demüthige mich zu Deinen Füßen — doch daß sie zwischen uns tritt und mir Schmach dafür anthut, dagegen rufe ich Deine Mannesehre an!“

In Ewald bekämpften sich die peinlichsten Ge-

fühle, es klang eine dumpfe Verzweiflung aus ihm, als er begann: „Gabriele, mit tiefer Scham stehe ich vor Dir. Deine Seele ist so engelrein, daß die Versuchung Dir nicht zu nahn wagt, von Deinem Pfade weicht sie scheu zurück und Du wandelst unberührt von der Gewalt der Leidenschaften. Richte meine Schuld streng wie sie es verdient und wenn Du mir Deine Liebe ganz entzögest, ich dürfte mich nicht beklagen. Doch vergiß nicht, es ist meine und nur meine Schuld, Hortense büßt die Täuschung schon grausam genug. Sie hat ihr glühendes, stürmisches Herz vertrauensvoll einem Unwürdigen Preis gegeben. O Hortense könnte ich sühnen, was ich an Ihrer wahren Liebe gefrevelt habe!"

„Halt ein, mein Bruder! Deine Reue und Selbstanklage müßte diese Frau vernichten, wenn sie noch eine Erinnerung an Ehre hätte, noch einer Regung von Scham fähig wäre."

Aus Hortenses Augen sprühten Blitze, Wuth verzerrte die holden Züge, alle Muskeln der geschmeidigen Gestalt spannten sich, sie glich einer Tigerin, bereit auf die Feindin los zu stürzen: „was war das," knirschte sie, „diese hier erfrecht sich, mich so zu brandmarken, weil ich Wohlthaten und Liebe an

einen undankbaren Thoren verschwende? Was wäre sie jetzt, wenn ich nicht um seinetwillen mich auch ihrer erbarmt hätte? O der sittsamen Freischärlerin, der spröden Jungfrau des Feldlagers, der keuschen Vestalin vom Wachtfeuer! Ihr, die heimliche Gluth hinter Bettelstolz und lächerlicher Hoffart verbirgt, der Freundin eines Wolkonsky steht es trefflich an, die Tugendheldin zu spielen!"

An Gabrielen glitten die Schmähungen machtlos ab, sie warf einen Blick der Verachtung auf die Wüthende und erwiderte kalt: „Sie konnten das freilich mit uns wagen, Sie bauten darauf, daß uns Freundlosen, Unerfahrnen verborgen bliebe, als was die ganze Stadt sie schon lange kennt. Da der Hauptmann Laroche sich eben Ihren Netzen entrissen hatte, kam mein Bruder gerade zu rechter Stunde und Sie hofften, er werde sich beeilen, Herrn Bertrands Platz einzunehmen. Nur eins haben Sie bei Ihrer klugen Berechnung vergessen: die Reinheit seines Herzens, die der Verführung siegreich widersteht. Jetzt danke ich Gott in Demuth für die Schmach, durch die mir die Augen geöffnet worden sind, jetzt weiß ich genug, Sie vollständig zu entlarven — wollen Sie mich dazu zwingen?"

Die Zornröthe auf den Wangen der schönen Frau verwandelte sich in fahle Bläſſe, das Feuer der Augen erlosch, die kräftige Anſpannung der Glieder löſte ohnmächtiges Zittern. Mit einem dumpfen Schrei ſank ſie an eine Myrthenwand zurück und barg das Geſicht in den dichten Zweigen.

Ewald ſtand wie erſtarrt, ſeine Blicke hafteten durchbohrend auf Hortenſe, dann hob und ſenkte ſich ſeine Bruſt immer raſcher, mit tief drohendem Tone ſtieß er die Worte aus: „Hortenſe antworten Sie — ſtehn Sie Rede! Hören Sie nicht die furchtbare Beſchuldigung? Sagen Sie, es iſt erlogen und meine Schweſter ſoll um Verzeihung flehn, ich will die Verleumder zu Rechenſchaft ziehn. Sprechen Sie das Wort, ich beſchwöre Sie, machen Sie meiner Qual ein Ende, bei Gott ich ſchaffe Ihrer Ehre volle, blutige Genugthuung! — Ha, die feine Zunge bleibt gelähmt? So iſt es keine Verleumdung? Sie wiſſen, wofür Sie gelten und müſſen dazu ſchweigen?“

Hortenſe ſchluchzte und ſtöhnte um Erbarmen, ohne daß ſie den Muth gehabt hätte, ihr Antlitz zu erheben.

Er bebte in furchtbarem Grimm, ſeine Hände

zuckten, als trügen sie Verlangen den weggebeugten, zarten Nacken zu umspannen und zu erwürgen: „ha die schöne, die verführerische Larve, sie athmet den Pesthauch der Schande, die weißen Arme ranken sich wie markaussaugendes Schlingkraut um Jedweden, den sie erreichen — pfui, pfui über mich, daß ich in schnödem Taumel den Mund entweiht am Kuß der verworfnen Dirne, der feilen Buhlerin! Komm' Gabriele, eilen wir, das Haus der Schmach zu verlassen!"

Er nahm den Arm seiner Schwester und wollte mit ihr fortgehn, Hortense fuhr empor, ihr Antlitz war bleich, das Haar verwirrt, aus ihren Augen sprach Haß und Hohn: „Hören Sie mich erst" — rief sie — „der Sie ein schwaches, schutzloses Weib in roher Wuth zu Boden treten. Ich verschmähe es zu lügen. Glauben Sie alles was man von mir sagt, die Pein und Qual die Sie darüber empfinden, wird mich an Ihnen rächen. Ja, es ist wahr, die schönsten, die liebenswürdigsten Männer liegen mir zu Füßen und beneiden den, dem ich meine Gunst schenke. Ich brauche nicht zu werben, ich kann wählen — und warum sollte ich's nicht thun? Ich bin frei und war es stets, habe Nieman-

dem Rechenschaft zu geben, wenn ich der Neigung meines Herzens folge. O das thörige Herz empfängt jetzt seinen Lohn, daß es einen Elenden mit glühender Leidenschaft liebte und sich ihm ganz und gar hingab! Er, der kein Recht über mich hat und dem ich doch freiwillig Treue bewahrte, dessen lächerlicher Strenge ich mich demüthig fügte, die Unerträgliche neben ihm geduldig ertrug — beschimpft mich für meine Liebe, nennt seinen Mund entweiht, der nach meinem Kuß gelechzt hat! Jetzt hasse ich Dich, verabscheue Dich so sehr wie ich Dich geliebt habe; so sehr wie diese spröde Hochmüthige. Fort aus meinem Hause als Bettler, wie ihr gekommen seid, das Elend wird euren Stolz brechen, die Schande Euch zu Boden ziehn. Ich hoffe noch zu erleben daß ihr Beide die Augen scheu vor mir niederschlagen müßt. Dann wird Euch die Reue über den heutigen Tag so lange stacheln, bis ihr eurem jammervollen Dasein freiwillig ein Ende macht. Das ist der Segenswunsch, den ich Euch zum Geleite gebe und nun fort, fort mit Euch!"

Die Geschwister ergriff ein Schauder, sie wandten sich ab und verließen die Rasende ohne ein Wort zu erwidern.

Sie eilten nach ihrer Wohnung hinauf, packten Alles was ihnen gehörte in die Koffer und gingen stumm aus dem Hause.

Vor der Thüre reichte Gabriele ihrem Bruder die Hand, er drückte sie zärtlich und sprach: „Du treue, milde Helferin, Du mein Schutzgeist, ich will Dir durch die That beweisen, daß ich Deiner Verzeihung nicht unwerth bin und nun kein Wort weiter über das unselige Weib und meine Schwäche, frischen Muthes vorwärts!“

Die Geschwister beriethen, wohin sie sich zunächst wenden sollten und beschlossen Steffen aufzusuchen, er konnte ihnen gewiß eine ihren spärlichen Geldmitteln entsprechende Unterkunft verschaffen. Ewald wußte die Wohnung, die in einem volkreichen Arbeiterviertel lag, und sie begaben sich dorthin.

Es war ein schmales, verräuchertes Haus von mehreren übersetzten Stockwerken, mit dem Giebel nach der engen Gasse zu gestellt. Im Erdgeschoß befand sich, offenbar erst später in die geräumige Hausflur hineingebaut, ein kleiner Kramladen, der seinen hauptsächlichen Vorrath bis auf die Straße hinaus durch einen starken Herings- und Käsegeruch kund gab.

Auf dem runden Steinsitz an dem einen Thor-

pfeiler saß die Besitzerin des Hauses und des Ladens, eine alte, derbe Bürgersfrau, strickte und unterhielt sich dabei sehr lebhaft über die Gasse hinüber mit einer Nachbarin, die am geöffneten Fenster gleichfalls mit einer Handarbeit beschäftigt war.

Die Frauen ließen sich durch den Hinzutritt der Geschwister nicht unterbrechen. Die Nachbarin erzählte gerade hoch entrüstet von einer Chrischtinel, die an ihr vorbeigegangen sei, ohne zu grüßen, nicht ein Mal den Kopf hätte sie nach ihr gedreht.

„O der hochnasige kleine Stumbe!“ rief die Krämerin. „E' wurmmäßige Erbs schwimmt allzeid owwe!“

Ewald fragte ob Steffen noch hier wohne und daheim sei und erhielt die kurze Antwort der Porzellanmaler sei ausgegangen.

Das war den Geschwistern sehr unlieb, Ewald wandte sich nochmals an die Frau, ob sie nicht wisse, wohin er gegangen sei.

„Weiß ich's? er bittet mich nit um Urlaub. Ich denk' er wird nach Schilke sein, wo das junge Volk alle Sonntäg zum Tanz hinlauft. Soll's was mit ihm, ich will's ausrichte.“

Ewald sah seine Schwester fragend an, doch diese bezeigte eben so wenig Lust, das Anliegen jetzt vorzubringen und so erwiderte er, die Sache habe keine Eile, er würde ein ander Mal wiederkommen.

Die Geschwister gingen fort und beredeten mit einander, sie wollten ihren Freund in dem nicht weit von der Stadt entfernten Orte Schiltigheim, den man in Straßburg Schilke nennt, aufsuchen.

Unterwegs bat Ewald seine Schwester ihm zu erklären, wie sie Kenntniß von Hortenses früherem Leben und Ruf erlangt habe. Gabriele wollte ausweichen, doch er drängte so lange, bis sie nachgab und ihm alles, was ihr widerfahren war, erzählte.

Ewald war außer sich, er brach in die bittersten Vorwürfe gegen sich selbst aus, daß sein Benehmen diese schmachvolle Erniedrigung mit veranlaßt habe und Gabriele hatte Mühe, ihn zu trösten und zu beruhigen. Sie bat ihn inständig, die mißliche Lage, in der sie Beide sich jetzt befänden, nicht dadurch noch zu verschlimmern, daß er für die Beleidigung sich rächen wolle. Ihr Ruf würde durch einen solchen Schritt noch mehr blos gestellt werden und, möchte der Ausgang sein welcher er wolle, sie könnte nur Gefahr laufen, die letzte Stütze, den einzigen Schutz

zu verlieren. Ewald sah dies wohl ein und versprach ihr endlich, wiewohl mit Ueberwindung, dem Gebote der Klugheit und Mäßigung sich zu fügen. Um ihm dies zu erleichtern, erinnerte sie daran, daß Wolkonsky jedenfalls schon auf dem Wege nach Paris sei und hob des Obersten edles Benehmen hervor, durch welches sie schon die ehrenvollste Genugthuung empfangen. Nur eines hatte sie noch nicht erwähnt, obwohl es ihr ganzes Herz erfüllte und die schweren finstern Wolken immer wieder licht und beseligend durchbrach.

Endlich überwand sie die Scheu und theilte ihrem Bruder mit, daß sie von der schwersten Schuld, die auf ihr gelastet und sie unablässig gequält habe, befreit worden: Lossow lebe noch und sei in Straßburg.

Ewald war hoch erfreut: „Gott sei Dank!“ rief er, „so ist Deine Hand rein vom Blute eines Mannes, den wir achten müssen, wenn er auch unser Feind gewesen ist.“

„Betrachtest Du ihn nicht immer noch als Feind?“ fragte Gabriele.

„Ich bin meiner politischen Ueberzeugung treu

geblieben, aber an den Kampf in Baden denke ich mit Unlust zurück. Nicht wegen unsrer Niederlage, deren brauchen wir uns nicht zu schämen, sie war nicht ehrlos; nein ich würde mich auch des Sieges nicht freuen können. Wohl hatten die Römer Recht, daß sie dem Sieger im Bürgerkriege den Triumph versagten. Es giebt ja eine Nothwehr um das Höchste und Heiligste, die dem Bruder zur Pflicht macht auch gegen den Bruder das Schwert zu zücken — doch ob wir uns auf sie berufen können, ob wir ein Recht gehabt, den Kampf der Meinung auf dem Schlachtfeld auszufechten, ob wir die Sache des Vaterlandes und der Freiheit dadurch gefördert haben, dafür kann ich nicht mehr mit der Zuversicht einstehn, wie vor drei Monaten. Nur so viel weiß ich, daß ich den Gegner nicht mehr hassen kann, daß ich mich mit ihm vertragen, daß ich als Bruder mit ihm wetteifern möchte für das Wohl der gemeinsamen Mutter."

Der Abend sank thauig und mild herab, über den Vogesenbergen verglomm die Röthe des klaren Himmels, hinter dem nächtigen Saume des Schwarzwaldes tauchte der Mond empor. Die Straße war belebt durch Hunderte von Menschen, die trupp- oder

paarweise, singend, plaudernd, lachend nach der Stadt heimkehrten

Die Geschwister langten in Schiltigheim an und von allen Seiten tönte ihnen aus den Gastwirthschaften und öffentlichen Gärten Musik und das Getöse des fröhlichen Volkes entgegen. Unter der Menge, in der Dämmerung den Freund heraus zu finden, war unmöglich. Sie traten auf's Gerathewohl in einen der Gärten und suchten sich, fern von dem hellerleuchteten Tanzsaale und dem lauten Gedränge, in der Reihe grüner Lauben die einsamste und dunkelste aus und ließen sich dort nieder.

Ewald wollte seiner Schwester Erfrischungen verschaffen und entfernte sich, um die Bestellung zu machen. Allein es ließ sich von der Dienerschaft in diesem entlegenen Theile des Gartens Niemand blicken.

Weiterhin saßen in einem gleichfalls nur durch den Mondschein schwach erhellten großen Rondeel mehrere Herren in Gesellschaft von Frauenzimmern um einen mit Flaschen beladenen Tisch. Eine der Damen sang mit viel Ausdruck ein leichtfertiges französisches Liedchen und beendigte es eben. Beifall, Gelächter und zügellose Scherze, begleitet vom Knallen

neuer Champagner-Pfropfen und Anstoßen mit den Gläsern, folgten den Vortrag.

Ewald glaubte unter den lachenden Stimmen die Wolkonskys zu erkennen, er stutzte einen Augenblick, doch er gedachte der Bitte Gabrielens und seines Wortes und eilte an der lockern Gesellschaft sowie an zwei Herren, die etwas entfernt von ihr am Ausgang des Rondeels saßen, mit raschen Schritten vorbei. Er drängte sich durch die Menge auf dem von bunten Lampen hell erleuchteten großen Platze des Gartens in den Tanzsaal bis zum Schenktisch, verschaffte sich dort Speisen und eine Flasche Wein, war jedoch genöthigt, es mit eigner Hand dahin zu tragen, wo ihn seine Schwester erwartete.

Er hätte den Rückweg durch das Rondeel gern vermieden, wußte aber nicht wie er anders zu seiner Laube kommen sollte.

Als er mit Teller und Gläsern an der lustigen Gesellschaft vorüber ging, hielten ihn die Herren für einen Kellner und riefen, er solle ihnen frischen Champagner schaffen. Er blickte nach der andern Seite und wollte ohne zu antworten seines Weges gehn, doch man wiederholte den Befehl mit Ungestüm, einer der Herren sprang auf, hielt Ewald am

Arme zurück und herrschte ihn an: „Haben Sie keine Ohren? Sie sollen uns Champagner bringen!“

Die Stimme war nicht zu verkennen, Ewald riß sich mit einem kräftigen Ruck von Wolkonsky los und nannte ihn mit gehörigem Nachdrucke einen Unverschämten. Die Gesellschaft brach in laute Entrüstung aus, der Pole war in Begriff auf den vermeintlichen Kellner loszustürzen. Ewald hatte jedoch seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen, er hob die Weinflasche, die er trug, am Hals in die Höhe und sprach gelassen: „kommen Sie einen Schritt näher, Herr von Wolkonsky, wenn Sie von mir bedient sein wollen; ich zweifle nur, daß Ihr Kopf es verträgt!“

Wolkonsky hielt überrascht inne, denn er erkannte jetzt erst seinen Gegner. Trotz seines Rausches hatte er Geistesgegenwart genug, die Sachlage augenblicklich zu überschaun.

Er lachte hell auf und rief: „was zum Teufel, Ewald Du bist's? Meine Herrn und Damen —“ wandte er sich zur Gesellschaft — „das war eine verwünschte Verwechslung. Ich stelle Ihnen hier meinen Freund, meinen tapfern Freischaaren-Kapitain vor, von dem ich alles in der Welt erwartet hätte, nur nicht, daß er mit seinen puritanischen Grundsätzen sich bei

Mondschein in diesen leichtfertigen Garten verirren und eine Flasche nebst zwei Gläsern nach einer verschwiegenen Laube tragen könnte. Bravo, mein Freund, Du lernst das Leben genießen!"

Einer der Herren, derselbe Offizier, der am Nachmittage zuerst mit im Blumengewölbe gewesen war, fiel lebhaft ein: „ah ist das der Bruder der streitbaren Schönen, deren Tugend unsern Freund Emil in Arrest gebracht hat? Sehn Sie, meine Damen, zu welchem Unheil diese unnatürliche Grausamkeit führt und nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel daran."

Die Mädchen lachten und spotteten auf Kosten der scheinheiligen Spröden, die Herren stimmten ein und vermaßen sich, Emil zu rächen. Wolkonsky hatte zwei Gläser mit schäumendem Wein gefüllt und ging auf Ewald zu, der wie festgewurzelt dastand.

„Stoß an, Freund! auf das Wohl Deiner Schönen, die Dich verlangend erwartet. Was gilt's, es ist die bezaubernde Hortense! Stoß an auch auf das Wohl der stolzen Unvergleichlichen, die ich mir als Herrin auserkoren habe, nach deren Umarmung ich mich sehne wie die Gewitterwolke nach der schmachtenden Steppe, die mein werden muß und wenn sie

zwischen die Kniee einer heiligen Schutzpatronin flüchtete, die sich um so glühender an mich schmiegen soll je zorniger sie mich zurückgestoßen hat: die königliche Gabriele!“

Wolkonsky hatte sich nicht von seiner Leidenschaft hinreißen lassen; seine auf Ewald gehefteten stechenden Blicke, wie die scharfe und laute Betonung zeigten, daß seine Worte nicht der unwillkürliche Erguß glühender Sinnlichkeit, sondern wohlüberlegt und berechnet waren.

Ewald, auf's äußerste gebracht, rief mit zornbebender Stimme: „Du wagst es, den Namen der Reinen zu nennen, an der Deine Arglist zu Schanden geworden ist, vor der Du vernichtet zu Boden hättest sinken müssen? Du wagst es, Dein freches Gelüste prahlerisch zur Schau zu tragen? Ein Schurke bist Du, ein elender Bube!“ Er schlug das dargebotene Glas dem Polen aus der Hand.

Die Gesellschaft war schon bei Wolkonskys Worten verstummt und blieb auch jetzt in lautloser Spannung. Selbst dieser leichtfertigen Seelen, die nur nach Lust und Genuß flatterten wie die buntschillernden Fliegen um die versengende Flamme, bemächtigte sich eine ängstliche Beklommenheit und es überrieselte

sie ein Frösteln, denn sie fühlten, daß zwischen den beiden in Kraft und Schönheit prangenden Männer kein Andrer mehr Frieden stiften konnte als der Tod und dieser schien bereits sein Siegel den zornbleichen Wangen Beider aufgedrückt zu haben.

Der Pole stand einen Augenblick wie erstarrt, dann leerte er auf einen Zug sein Glas, welches er noch in der Hand hielt, schleuderte es darauf zur Erde, daß die Scherben klirrten und sprach in einem Tone, durch dessen dumpfes Drohn Blitze von höhnischem Frohlocken zuckten: „in Grund und Boden mit der Waffenbrüderschaft und edlen Freundschaft! Kein Tropfen Wein soll meine Zunge laben bis sich diese Erde satt getrunken hat an Blut! Beauregard — auf ein Wort.“

Er zog den jungen Offizier bei Seite und flüsterte mit ihm, man hörte nur die letzten Worte: „also rasch und hier, ich kann meine Reise nicht länger hinausschieben.“ Dann nahm er seinen frühern Platz in der Gesellschaft ein und bemühte sich die Unterhaltung neu zu beleben.

Beauregard trat mit gemessner Höflichkeit an Ewald heran und theilte ihm mit, Herr von Wolkonsky fordre die einzig mögliche Genugthuung und

wähle als Beleidigter seine National-Waffe den Säbel. Der nämliche Garten eigne sich am nächsten Morgen zum Kampfplatz, der Regimentsarzt solle für beide Theile mit zur Stelle sein und es frage sich nur, wen Ewald sich zum Beistand ausersehn habe.

Auf diese letzte Frage wußte Ewald keine Antwort zu ertheilen, denn er hatte keinen in den Waffen geübten Freund am Orte. Er gestand Beauregard seine Verlegenheit und bat ihn, irgend einen der mit anwesenden Herren um Unterstützung in dieser Ehrensache anzusprechen.

Beauregard begab sich zu der Gesellschaft, kehrte jedoch nach kurzer Weile zurück und verkündete achselzuckend, Ewald sei den Herren zu unbekannt als daß einer von ihnen sich entschließen könnte, das angetragne und vermuthlich in diesem Falle sehr verantwortliche Amt zu übernehmen. „Vielleicht gelingt es mir indessen," fügte Beauregard hinzu, „einen meiner Kameraden morgen früh noch dazu zu gewinnen."

Ewald bat ihn alle Mühe zu sparen und erklärte überhaupt keinen Beistand zu bedürfen, der Offizier weigerte sich jedoch entschieden, den Brauch

des Zweikampfes in diesem wichtigsten Punkte zu verletzen und dadurch für den Ausgang allein verantwortlich zu werden.

Die Verhandlung wurde zwar nur halblaut, jedoch in der Nähe der beiden Herren geführt, welche am Ausgange des Rondeels saßen und die man nicht beachtet hatte. Einer von ihnen erhob sich jetzt und sagte: „ich habe den Streit der beiden Herrn mit angehört und bin, ohne es zu wollen, auch Zeuge der darauf folgenden Verhandlung geworden. Vielleicht erinnern Sie sich meiner, Herr Reisig, wir haben einander schon zwei Mal und zwar feindlich gegenüber gestanden, aber so verschieden auch unsre politischen Ueberzeugungen sind, würde ich doch gern bereit sein, in dieser Ehrensache einem Landsmann als Beistand zu dienen.“

Ewald drückte seine Freude aus, Herrn von Lossow wieder zu begegnen und nahm das Anerbieten mit herzlichem Danke an.

„Bevor ich jedoch eine Verpflichtung übernehmen kann“ — fuhr Lossow fort — „bedarf es noch der Einwilligung Ihres Gegners. Wenn Ihnen der Abend auf dem Heidelberger Schlosse erinnerlich ist, werden Sie wissen, daß ich selbst noch eine Schuld

abzutragen habe. Wollen Sie so gütig sein," wandte er sich an Beauregard, „meine Karte Herrn von Wolkonsky zu überbringen und ihm zu sagen daß ich jeder Zeit bereit wäre, ihm auf jede Art ehrenhafte Genugthuung zu geben, daß ich mich aber erböte meinen Anspruch zurück zu setzen bis die dringendere Sache erledigt sei."

Beauregard versprach, sich des Auftrags zu entledigen und ging fort, kam aber nach kurzer Zeit zurück und überbrachte, daß Wolkonsky die Ehrensache mit Lossow für nicht minder dringend ansehe als die mit Ewald und darum wünschen müsse, unmittelbar nach der letztern auch für die ältere Beleidigung sich Genugthuung zu verschaffen. Er hoffe im Stande zu sein, dann noch mit Herrn von Lossow ein paar Kugeln zu wechseln; im Uebrigen sei es ihm ganz gleich, wer Herrn Reisig als Sekundant beistehe.

Lossow erklärte sich alsbald bereit und machte mit Ewald aus, daß sie sich gegenseitig beistehn wollten.

Der Begleiter Lossows, der bis jetzt ruhig sitzen geblieben war, den Dampf seiner Cigarre vor sich hingeblasen und zuweilen dem grünen Römerglase

zugesprochen hatte, erhob sich nun und sagte, indem er zu den Herren trat: „Dagegen muß ich entschieden Einspruch thun, lieber Hans. Zum Schießen gehört vor allem eine ruhige Hand. Darum gebe ich so wenig zu, daß Du diesem Herrn, als daß Jemand anderes als ich Dir sekundire. Ich bin in Führung des Säbels nicht ganz ungeübt und biete darum auch Ihnen meinen Beistand an."

Ewald sprach seinen Dank für das höchst erwünschte Anerbieten freimüthig aus, Lossow schien aber Bedenken zu tragen, denn er zog seinen Freund bei Seite und sprach heimlich und eifrig in ihn hinein, doch dieser blieb bei seinem Vorsatz und erwiderte um alle weitern Ueberredungsversuche abzuschneiden, entschieden und so daß es die Nahestehenden hören konnten: „Du bist für mich viel weiser als für Dich selbst. Du springst ohne Noth in den Strom und ermahnst mich über die Brücke zu gehn, denn das Wasser sei höchst gefährlich. Nichts da, lieber Hans, ich schwimme Dir nach. Wir sind nicht daheim und wollen alle Abenteuer gemeinschaftlich bestehn!" Dann wandte er sich an Beauregard, stellte sich ihm als Baron Lichtenberg vor und verabredete mit ihm was hinsichtlich der

Waffen und Bedingungen des Kampfes erforderlich war. Darauf lud er Ewald ein, sie nach ihrem Gasthofe in der Stadt zu begleiten und als Ewald dieß dankend ablehnte, weil seine Schwester ihn hier im Garten und gewiß schon mit Besorgnisse erwarte, bat Lichtenberg für sich und Lossow, Gabrielen vorgestellt zu werden.

Ewald zögerte einen Augenblick: „Gabriele hat Sie heute schon flüchtig gesehn, aber doch erkannt, Herr von Lossow. Bis heute hatten wir geglaubt, Sie wären mit unsrem Freund Gwinner zusammen gefallen und wir betrauerten den Freund wie den Feind. Meine Schwester ist durch mancherlei Ereignisse des heutigen Tages schon sehr angegriffen und wird durch Ihr Erscheinen tief erschüttert werden, schmerzlich und freudig zugleich. Aber kommen Sie, meine Herren, sie hat ein starkes Herz, das lieber aus offnen Wunden blutet, als daß es sich von der Qual der Ungewißheit noch länger beklemmen läßt. Nur um eins bitte ich Sie, sagen Sie ihr kein Wort von dem, was wir morgen vorhaben.

Er schritt voran, seine neuen Freunde folgten ihm schweigend, Lossow im Streit entgegengesetzter Gefühle und in vergeblichem Widerstande gegen das

immer heftigere Klopfen seines Herzens. Als sie an der Laube anlangten und Ewald zuerst eintrat, eilte ihm seine Schwester entgegen und rief: „wie lange bist Du ausgeblieben! Es war mir immer als hörte ich aus der Ferne streitende Stimmen und meine Angst um Dich wuchs unsäglich!“

Ewald beruhigte sie und sagte: „ich bin aufgehalten worden weil ich selbst Dich bedienen wollte und die letzte Verzögerung war von höchst erfreulicher Art. Du hast Dich nicht getäuscht, als Du heute Jemanden zu erblicken glaubtest, an den wir Beide viel gedacht haben: Herr von Lossow lebt und ist hier, ich bringe ihn und einen andern werthen Landsmann, Herrn von Lichtenberg, Dir mit.“

Lichtenberg näherte sich zuerst Gabrielen mit vollendeter Gewandheit und half ihr so, die Aufregung, die sie bei Lossows Anblick überwältigte, äußerlich zu bemeistern. Auch Lossow wurde seiner Beklommenheit allmälig Herr und nahm den Platz ein, den ihm Lichtenberg neben Gabrielen überließ. Dennoch wagte keines von ihnen weder das frühere noch das heutige Zusammentreffen zu berühren, sie saßen stumm nebeneinander. Auch Ewald war in sich gekehrt und so würde die Unterhaltung bald in’s

Stocken gerathen sein, wenn nicht Lichtenberg sie belebt und die verworrenen Zustände der französischen Republik, die er und Lossow eben in Paris beobachtet, in geistreich gefälliger Form, doch dabei mit scharfer Satyre, geschildert hätte. Ewald bekannte seine republikanischen Grundsätze und machte einige Einwände, gestand jedoch freimüthig zu, daß er nach seinen eignen Enttäuschungen keine Republik nach französischem Muster für Deutschland wünschen könne, daß ihm überhaupt scheine, als sei das deutsche Volk einer solchen Verfassungsform weder geneigt noch dafür geeignet.

Lichtenberg erwiderte ernst: „eine theure erkaufte Erfahrung!“ Dann lenkte er wieder in den früheren Ton der Unterhaltung ein, sprach sein Bedauern aus, das trotzdem reizende Paris gerade bei Beginn der Glanzzeit mit dem stillen Thüringen vertauschen zu müssen und erwähnte, daß er auch ein Thüringer und in der nördlich nach den Vorbergen des Harzes sich streckenden Ebene ansässig sei, es grenze seine Besitzung an das Gut seines Freundes Lossow. Auch den Wald habe er oft durchwandert und dabei vor ein paar Jahren die Bekanntschaft des großen Fabrikherrn, des Kommerzienraths Reisig gemacht, der

dort unumschränkter regiere als der Fürst; ob die Geschwister vielleicht zu dessen Familie gehörten?

Gabriele blickte auf, die Stimme Lichtenbergs war ihr von Anfang an bekannt vorgekommen, doch erinnerte sie sich nicht, den Namen gehört zu haben und die schwache Mondbeleuchtung hinderte sie, Züge und Gestalt näher in's Auge zu fassen. Ewald erwiderte, daß der Kommerzienrath Reisig sein Oheim sei, brach jedoch rasch davon ab und sprach, er hätte nicht gewußt, daß Herr von Lossow demnach auch ein Thüringer sei.

Lossow versetzte: „Von meiner Mutter her bin ich es. Sie war eine geborne von Altenfeld und durch den Tod ihres Bruders ist mir seit kurzem das Stammgut der Familie zugefallen. Ich kann aber nicht sagen, daß ich mich heimisch gefühlt hätte, als ich mich, nach Beendigung des badischen Aufstandes, ein paar Wochen dort aufhielt. Die Thüringischen Bauern betrachten ihre Gutsherrn als Feinde und begegnen ihnen, statt mit Vertraun, mit offnem Trotz und aller erdenklichen Gehässigkeit. Und das muß man ohnmächtig dulden, die gepriesne Gemeindeordnung stellt uns sogar unter die Botmäßig-

keit unsrer Bauern, die demokratische Gesetzgebung beraubt uns unsrer Vorrechte. So sehr mir das schöne Thüringen sonst gefällt mit seinen grünen Bergen und harzduftenden Wäldern, seinen reichen Fruchtfeldern und gesegneten Obstbäumen, seinen munter eiligen Bächen und betriebsam gewandten Bewohnern — ich könnte doch nicht heimisch dort werden. Ich verlange zurück nach meinen langsamen, nicht halb so geweckten, aber haltfesten, treuen Pommern, die nicht leicht erregbar und hinstrudelnd sind, aber tief und mächtig wie der Zug ihrer Ströme, wie ihre schweigsamen, dunklen Wälder, schwer doch nachhaltig und ausgiebig wie ihr unerschöpflich fruchtbarer Marschboden. Mag die Sonne dort bleicher durch den grauen, nebligen Himmel scheinen, mögen uns die Stürme rauher und gewaltiger packen, der Grund ist unerschütterlich, das Dach sichrer und traulicher, auf dem Herd wie im Herzen flammt das Feuer stetiger und reiner. Darum bleibe ich in alter Treue ein Pommer."

Lossow war bei dem Preise seines Heimathlandes aus sich selbst herausgegangen und immer wärmer geworden. Die andern hatten ihm mit dem stillen Beifall zugehört, den eine feste ehrliche Ueberzeugung

sich stets erringt, wenn sie auch die Zustimmung der entgegengesetzten Ansicht nicht erlangen kann.

Lichtenberg ergriff zuerst das Wort und sagte: „Du sollst bleiben wie Du bist und doch bei uns heimisch werden. Glaube nicht, daß Du das wahre Wesen unsres Volkes bei Deinem letzten kurzen Aufenthalte kennen gelernt hast, es ist im Grunde nicht weniger treu und redlich als das irgend eines andern deutschen Stammes. Aber wie der Thüringer mitten inne sitzt zwischen Nord und Süd, Ost und West, vereinigt er auch die leichtere Erregbarkeit mit der zähen Nachhaltigkeit und die trefflichen Volksschulen, die seit ein paar Menschenaltern auf seine natürlichen Anlagen wirken, haben seine Auffassungsgabe gesteigert und ihn für alle neuen Ideen empfänglicher gemacht. Rechne dazu, daß der bäuerliche Grundbesitz nicht wie bei euch geschlossen, sondern unter eine dichte Bevölkerung zersplittert ist und der karge Boden nur die emsige Anstrengung lohnt, dabei aber mit Abgaben und harten, altverjährten Herrenrechten übermäßig belastet war: so wirst Du Dir erklären, wie der Revolutionsschwindel gerade in Thüringen so leicht Eingang gefunden hat, warum wir dort bis hart an den Abgrund eines neuen

Bauernkrieges gedrängt worden und ihm nur durch Aufopferung unserer Herrenrechte entgangen sind. Laß diese zum Theil werthlosen Rechte immerhin verloren bleiben, es reift eine Frucht aus unserer Entsagung, die uns reicheren Gewinn bringt. Unsre bäuerlichen Nachbarn, nicht mehr Unterthanen, werden rasch genug einsehn, daß sie mit uns durch das Band des gemeinsamen Vortheils verknüpft sind und aus freier Wahl die Vertretung ihrer Rechte uns anvertraun. Haben wir diesen natürlichen Einfluß erst wieder erlangt, dann soll es uns nicht schwer fallen, die uns bedrückende Gesetzgebung, die unter dem Terrorismus des Aufruhrs entstanden ist, auf ein gerechtes Maß zurückzuführen und der Anmaßung der demokratischen Städte einen festen Wall entgegen zu setzen. Sage selbst, ob eine solche wohlbefestigte Uebermacht des freien Grund und Bodens nicht für das wahre Staatswohl und für unsre Interessen ersprießlicher ist, als die schon unterhöhlte, wankende Oberherrlichkeit, die in Deinem Heimathlande noch mühsam aufrecht erhalten wird?"

„So eine Art beschränkter Dorf-Monarchie, ein polnisches Wahlreich, in welchem man's bei Glück und Geschick bis zum Bürgermeister bringen kann.

Aber ich befürchte unsre Köpfe werden ergraun, ehe der alte Hader vertragen und der neue Bund der Brüderlichkeit geschlossen ist.“

Lichtenberg ließ sich den herben Spott seines Freundes nicht verdrießen und fuhr unbeirrt fort, ihn für seinen Plan zu werben: „ich halte jede Wette, daß es dazu keines Jahrzehnts bedarf, denn der Thüringer Bauer begreift das schwerste und findet sich darin zurecht, wenn es seinen Vortheil gilt. Nur eins hoffe und setze ich dabei voraus: daß die Rittergutsbesitzer sich nicht weniger klug und weitsehend zeigen. Auf die freilich rechne ich nicht, die ihre Güter verpachten und sich nur Schloß und Park vorbehalten, um ein paar Sommermonate dort in vergnüglichem Müßiggang zu verleben, unbekümmert darum wie die Frucht draußen auf ihren Aeckern gedeiht; zu solchen wird der Bauer nie Vertraun fassen. Zu denen zählst Du nicht, Du liebst die eigne Scholle so eifersüchtig, daß Du sie keinem Andern anvertraust. Solcher Männer bedürfen wir, den Andern ein rühmliches Beispiel zur Nacheiferung zu geben und die Erreichung des Ziels zu beschleunigen.“

In eigenthümlicher Stimmung war Ewald dem Gespräche gefolgt. Die Rücksichtslosigkeit mit der

die beiden Ritterbürtigen, ohne seine Meinung ja ohne nur seine Gegenwart zu beachten, die große Volksbewegung für so gut als überwunden ansahn und ihren Plan, die demokratischen Bestrebungen für immer zur Machtlosigkeit einzuengen, mit voller Siegesgewißheit offen darlegten, kränkte ihn. Er empfand es bitter, daß man sich gar nicht die Mühe nahm, vor ihm, dem Flüchtling und Verbannten, den Plan geheim zu halten und dabei beängstigte ihn die kluge, weitschauende Berechnung, die mit Zuversicht auf Erfolg hoffen konnte, denn sie stützte sich auf die natürliche Uebermacht des großen Grundbesitzes über den benachbarten kleineren und auf genaue Kenntniß des Bauerncharakters.

Auf Gabrielen hatte der Inhalt der politischen Unterhaltung gar keinen Eindruck gemacht, die ganze Umgebung, alles, was sie heute erlebt, war ihr traumhaft, sie lauschte nur auf Lossows Stimme und fühlte sich beselígt von der Gewißheit, daß er an ihrer Seite saß, daß sein Benehmen nicht Haß und nicht Verachtung zeigte. Lichtenberg bat Gabrielen, das politische Zwiegespräch zu entschuldigen und lenkte die Unterhaltung wieder auf andre Gegenstände. Auch Lossow gewann es über sich, daran

Theil zu nehmen und mehr als einmal das Wort an seine Nachbarin zu richten.

Mitten im heitern Gespräch stockte Gabriele auf ein Mal, die muntre Gesellschaft von Herren und Damen zog durch den Garten, nahe an der Laube vorüber und Wolkonskys Stimme war deutlich zu unterscheiden. Gabrielens Herz klopfte unruhig, sie sah nach ihrem Bruder angstvoll hinüber und athmete erst wieder auf, als der lachende lärmende Zug, von Ewald unbeachtet, den Garten verlassen hatte, die bereit stehenden Wagen nach der Stadt fortrollten. Sie wartete noch so lange, bis sie sicher darauf rechnen konnte, daß ein Zusammentreffen mit jenen nun unmöglich war, dann erinnerte sie ihren Bruder, es sei nun an der Zeit, den Heimweg anzutreten. Lichtenberg bat um Erlaubniß, die Geschwister begleiten zu dürfen und schloß sich nun Ewald an, während Lossow mit Gabrielen vorausging.

Ewald wandte sich mit dem freudigen Tone eines, der einen quälenden Zweifel vollständig überwunden hat, an seinen Begleiter: „Und Sie täuschen sich doch! Ich gebe Ihnen zu, der Bauer hat alles erlangt, worauf er je hoffen konnte, vollkommne Freiheit seines Grund und Bodens, Selbstverwaltung in

der Gemeinde, Antheil an der Lenkung des Staates. Darum wird er schwerlich wieder an Aufruhr denken, vielmehr zum Schutze dieser errungenen Güter und der gemeinsamen Interessen sich mit seinen großen Nachbarn verbinden, wenn diese klug genug sind, den alten Zwiespalt um unrettbar verlorne Vorrechte nicht auf's neue zu erregen. Selbst die Bevölkerung der Städte wird sich beruhigen und der Verbesserungen in Rechtspflege und Verwaltung sich erfreun, wenn die Regierungen ehrlich Wort halten. Aber glauben Sie nicht, daß wahre innere Befriedigung zurückkehrt, so lange das Ziel nicht erreicht ist, für welches das Herz der ganzen Jugend schlägt. Wir mögen gefehlt haben, daß wir zum Schwerte griffen und die Republik auf unsre Fahne schrieben, wir mögen uns geirrt haben im Wege, den wir einschlugen, aber nicht im Ziel."

Lichtenberg versetzte: „Sie bekennen offen, daß Ihre Partei die Frankfurter Reichsverfassung nur zum Vorwande genommen, in Wahrheit aber für die Republik gekämpft hat; Sie sind zur Einsicht gelangt, daß das deutsche Volk weder Lust noch Fähigkeit zu dieser Staatsform zeigt und ich kann Ihnen versichern, die fieberhafte Aufregung ist fast

überall dem Verlangen nach Frieden und Ordnung gewichen. Die Regierungen haben nicht nur die Einsicht und den Willen, alle mit dem Staatswohl und der Gerechtigkeit vereinbaren Wünsche ihrer Unterthanen zu erfüllen, sondern auch Entschlossenheit und Kraft, jeden neuen Aufstand alsbald nieder zu werfen — welches Ziel glaubt Ihre Parthei noch erreichen und dabei auf die Sympathie und Hülfe des Volks zählen zu können?“

„Eines, das hoch auf dem Gipfel über der wilden Zerklüftung der Partheien thront“ — erwiderte Ewald — „das wir zu erreichen meinten, wenn wir das Volk zur Republik aufriefen, für das ich aber und gewiß Jeder von meinen Parteigenossen bereit ist, auch der liebsten Ueberzeugung zu entsagen und sich selbst dem Gegner anzuschließen, der uns den rechten Weg zu führen verheißt nach der Einheit des Vaterlandes.“

Aus seiner vornehmen Zurückhaltung, die er bis jetzt gegen Ewald gewahrt hatte, etwas heraustretend sprach Lichtenberg lebhafter: „Die Einheit Deutschlands! Ich wollte sie willkommen heißen, gleichviel wessen Hand sie mir darböte und kein Opfer meiner Rechte dafür scheun. Doch ist sie greifbarer als

das Sonnengold, das sich über die Halme der grünen Felder breitet, als der leuchtende Bogen, der den festen Grund in sein buntes Joch zu spannen scheint und doch nur an den grauen Wolken wesenlos haftet, die flüchtig zerrinnen? Die Gelehrten sagen, unser Erdball habe keinen festen Kern, sondern bestehe aus feurig flüssiger Masse, die, selbst gestaltlos, um sich herum, aus sich heraus die festen Bildungen erzeugt habe. Nun unser deutsches Volk im Reich der Mitte, das nach allen Seiten hin einheitlich fest gegliederte Staaten geschaffen hat und überall hin seine lebendig treibende, unerschöpfliche Ideenglut ausstrahlt, kommt mir vor wie dieser flüssige Erdkern. Es ist ihm noch nie gelungen, die auseinanderstrebende Kraft zur Macht zu vereinigen, vielleicht weil ein solches übermächtiges Weltreich die Erde aus der vorgeschriebenen Bahn fortreißen würde."

„Warum soll es ihm nicht bestimmt sein? Warum wollen wir uns unterfangen es zu hindern?" rief Ewald feurig. „Ich suche es nicht in den räthselhaften, unerforschlichen Abgründen. Das bittre Gefühl der ohnmächtigen Zersplittrung unsres großen Volks, der tief sehnsüchtige Drang nach Ver-

jüngung in einheitlicher Kraft und Verherrlichung zu altbeschiedner Macht wie sie zu den Zeiten der ersten Karolinger und der Ottonen blühte, warum sollte es nicht jetzt die langverheißne Frucht erzeugen? Wohl ist es wie ein heimlicher Brand unter der Oberfläche er greift immer weiter um sich, ihr dämpft ihn nicht und wenn ihr Wasserströme herbei leiten könntet, ihr reizt nur die Gluth, daß sie gewaltsam zu Tage bricht. Laßt sie gewähren und sie schmilzt in allmälig stillem Wirken das noch feindselig Widerstrebende fest in einander, sie vereinigt die edlen Erze und nur die tauben Schlacken werden von ihr ausgestoßen und zu Asche verbrannt."

Von diesem Ausdruck zweifelloser Zuversicht angezogen und beeinflußt sprach Lichtenberg: „könnten Sie mir dafür bürgen, daß Ihre Genossen auch Ihre Gesinnung theilten und ebenso bereit wären, den persönlichen Ehrgeiz wie das Dogma der Partei dem Wohl des Vaterlands zu opfern — ich wollte mich schon eher zu Ihrem hoffnungsvollen Glauben bekennen. Aber nehmen wir selbst ein Mal als gewiß an, was mir noch immer höchst zweifelhaft und unsicher zu sein scheint, daß Partei- und Stammesunterschiede vom einträchtigen Wollen des gesam-

ten Volkes, vor dem die kleinen und selbst die mittlern Staaten Deutschlands sich beugen müßten, wie taube Schlacken ausgestoßen würden, wie wollten Sie die unverträglichen und doch lebensvoll berechtigten Organismen der beiden größten Mächte der Einheit unterwerfen und mit einander versöhnen?“

Ewald mußte gestehn, daß er seine Hoffnung nur auf den unaufhaltsamen Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung stellen und daß man diesen kaum errathen könne. Die jungen Männer tauschten, oft übereinstimmend, ihre Vermuthungen aus, auf welche Seite das Schicksal sein Uebergewicht legen werde.

Inzwischen verfolgten Lossow und Gabriele nebeneinander ihren Weg durch die mondhelle feuchte Nachtkühle. Beiden war das Herz übervoll und doch vermochte anfangs keins von Ihnen ein anknüpfendes Wort zu finden, keins getraute sich den Blick zum Andern zu erheben.

Gabriele überwand sich zuerst, das Schweigen zu brechen.

„Herr von Lossow, ich war so unaussprechlich glücklich als ich Sie heute an mir vorübergehn sah,

ich dankte Gott inbrünstig, daß er die That meiner thörigen frevelhaften Hand so gnädig abgewendet hat — und doch wünschte ich, auch die Beschämung dieser Stunde wäre mir erspart geblieben, wir wären einander nie wieder begegnet."

„Das haben Sie gewünscht? Glaubten Sie etwa, ich würde Ihnen in Haß begegnen? O wie Unrecht thaten Sie mir da. Ihr Bild strahlte siegreich durch die Nacht meiner wirren Fieber-Phantasieen, durch die Dämmerung meines noch getrübten Bewußtseins. Meine Umgebung, alles andre war mir umschleiert, ich fühlte mich matt zum Sterben, hieß aber den Tod in stillseliger Ergebung willkommen und segnete die Hand, die ihn mir gesendet. Als die Gefahr von mir wich, war es wieder dasselbe Bild, das den erquickenden Schlaf des Genesenden umschwebte und hold versöhnt zu frischem Leben winkte. Glauben Sie nur, ich hätte nicht eher gerastet, als bis ich Sie gefunden, bis ich mich überzeugt, daß Ihre Hand mir nur im Irrthum feindselig sein konnte und mir Vergessenheit des Vergangnen freundlich bekundete."

Er faßte die nicht widerstrebende Hand und drückte sie so innig an sein Herz, daß Gabriele

erröthend sie zurückzog und mit bebendem Tone sprach: „Sie verzeihn mir zu leicht, was mich unaufhörlich gequält hat und immer auf mir lasten wird, so gern ich es auch vergäße. Jetzt lassen Sie mich um eins bitten. Ich hatte einen Freund, der mit mehr Treue an mir hing als ich um ihn verdient habe. Er suchte an jenem verhängnißvollen Tage, als ich schon zu spät bereute, wozu Verblendung mich hingerissen, Rettung für uns. Während er danach aus war, rächte sich die Schwäche meines Geschlechts an mir, meine feige Angst war daran Schuld, daß wir ihn treulos verließen. Ich sah aus sichrer Ferne mit an, wie er zurückkehrte, die Arme nach uns ausstreckte, doch ehe wir zu ihm eilen konnten, traf ihn die feindliche Kugel. Sein gellender Todesschrei, wie er mich damals zu sinnloser Rache trieb, hallt noch immer in mir wieder. Sie wissen von seinem Ende — ersparen Sie mir nichts, theilen Sie mir alles mit."

„O wie glücklich bin ich, Ihnen frohe, unerwartete Botschaft bringen zu können! Gwinner lebt und ist frei."

Gabriele wiederholte die letzten Worte unwillkürlich und sah dabei mit ungläubig fragendem

Blicke zu Lossow hinüber. Erst als sie nochmals die Bestätigung erhalten hatte, rannen Freudenthränen aus ihren Augen und sie preßte die Hände auf ihr ungestüm klopfendes Herz. Ueber Lossows offne Stirne zogen Schatten, er sprach in einem Tone, der gegen die bisherige Freudigkeit scharf abstach: „könnte Ihr Freund den tiefen Eindruck wahrnehmen, den die Nachricht von seiner Rettung in Ihnen hervorbringt, mein Fräulein, er fühlte sich gewiß für seinen Schmerz reichlich entschädigt und vielleicht würden alte Hoffnungen wieder in ihm aufleben."

„Nein, nein, lieber mag er mich nach wie vor für herzlos halten!" erwiderte Gabriele rasch. „Doch erzählen Sie mir, wie war seine Rettung möglich."

Erleichterten Herzens hob Lossow an: „Als ich zu Bewußtsein kam und mich um meine Umgebung zu bekümmern anfing, fand ich mich in der geräumigen Oberstube eines großen Bauerngehöftes. Ich hörte ich sei von meinen Leuten hierher nach Wintersdorf gebracht worden und mit mir ein schwer verwundeter Freischärler. Man hatte nicht gewagt, uns Beide nach dem ziemlich weit entfernten Feld-Laza-

reth zu bringen und die Bauersleute waren bereitwillig gewesen uns aufzunehmen, es hatte sie gerührt, daß die verschrienen Preußen einem Freischärler nicht weniger Sorgfalt zu Theil werden ließen als ihren eignen Offizier. Es waren uns Beiden in der Oberstube Betten aufgeschlagen und sorgsame Pflege zu Theil geworden. Mehr Schwierigkeiten fand mein Hauptmann als er seinen Kommandeur von unsrer Zurücklassung Meldung erstattete. Der Regimentsarzt wurde zu uns abgeschickt, da jedoch sein Gutachten dahin ging, daß wir unmöglich nach dem Lazareth geschafft werden könnten, da sich im Orte ein ziemlich geschickter Chirurgus fand und beim Vorrücken unsrer Truppen zur Belagerung Rastatts auch ein Theil des Sanitäts-Personals in die Nähe von Wintersdorf verlegt wurde, ertheilte das Kommando endlich die Erlaubniß, daß wir auf dem Bauernhofe bleiben durften. Gwinner verdankt diesem Umstande gewiß sein Leben, denn eine Kugel hatte seine Lunge schwer verletzt, jede Erschütterung würde die verharschende Wunde aufgebrochen und ihm den Tod gebracht haben. So lagen wir wohl über eine Woche in der nämlichen Stube, ohne daß einer von dem andern wußte oder ihn erkannte.

Meine Wunde war an und für sich unbedeutend, nur ein Streifschuß am Kopfe, und als das, durch die Gehirnerschütterung veranlaßte Fieber verschwand und ich mein volles Bewußtsein wieder erlangte, war ich so gut wie hergestellt, konnte mich im Bett aufrichten und mancherlei Fragen an meine liebreichen Pfleger richten. Mein Gefährte lag aber immer noch stumm und regungslos, er wandte kein Auge nach mir. Der Arzt, der uns von Zeit zu Zeit besuchte, bewunderte diese Willenskraft und schrieb ihr den über Erwarten raschen Verlauf der Heilung hauptsächlich zu. Erst als ich meine wiederkehrende Kraft an einem Gange durch die Stube erprobte und mein Blick dem meines Gefährten begegnete, erkannte ich Gwinner, trotz der bleichen eingefallnen Züge und des verwilderten Bartes. Wie durch einen Blitzstrahl war mir auf ein Mal der Zusammenhang jenes Vorganges am Ufer des Rheins erhellt, den ich mir bisher nicht hatte enträthseln können. Ich ließ mir jedoch nicht merken, daß ich Gwinner erkannt hatte, ich wußte, daß er nicht sprechen durfte und nicht sprechen wollte, am wenigsten zu mir. Die fortschreitende Genesung erlaubte mir, das Zimmer zu verlassen und manche Stunde der sommerlichen Tage in dem schattigen

Hausgarten zuzubringen. Oft setzte sich dort die freundliche Hausfrau zu mir, was ich aber von ihr erfahren konnte, war bald ausgefragt und gewährte mir keinen weitern Aufschuß über die Ereignisse jenes Tages. Mit der Alten hatte sich ein junger Knecht des Bauers, der Martin gerufen wurde, in die Krankenpflege getheilt. Ich merkte, daß er mit Gwinner auf einem vertraulichen Fuße stand, es aber vor mir sorgfältig zu verbergen suchte. Es kam mir oft vor, als ob ein leises Geflüster plötzlich verstumme, sobald ich in das Krankenzimmer trat. Rastatt hatte inzwischen kapitulirt, unsre Truppen waren eingezogen, statt der donnernden Kanonade der Belagerung trug der Wind täglich das kurze Knattern der Gewehrfeuer zu uns herüber; das Kriegsgericht hatte sein strafendes Werk begonnen und das Blut der gefangnen Aufrührer mußte als Opfer der Gerechtigkeit in den Sand rinnen. Ich würde als bestellter Richter kein andres Urtheil gefällt haben und dennoch überrieselte mich ein kalter Schauder so oft ich jene Schüsse hörte. Ich sagte mir, die dem Fürsten verliehene Gnade wägt anders ab, sie ermißt wie schwach das Herz des Menschen ist unter dem herrschenden Irrwahn einer im tiefsten aufge-

wühlten Zeit, sie unterscheidet zwischen den Verführern und Verführten. Wie unerreichbar war aber jenen Opfern das versöhnliche Königsherz! Ob Gwinner dieses Mitleid und die Besorgniß, die ich um sein Schicksal hegte, bemerkt hat, weiß ich nicht. Doch eines Tages, als wir allein waren, richtete er sich auf und rief mich an sein Lager. Er bekannte mir offen, daß er nur noch den Blick des beobachtenden Arztes durch erheuchelte Schwäche zu täuschen suche, daß er sich wieder kräftig und gesund fühle und auf Flucht sinne — ob ich sein Unternehmen hindern und ihn verrathen wolle? Ich war nicht bestellt, sein Hüter zu sein und den knabenhaften Groll aus der Studentenzeit hatte der Boden des Kampfplatzes mit unserm in einander gemischten Blute längst in sich hinab getrunken, kurz ich versprach ihm, seiner Flucht nicht hinderlich zu sein. Bald darauf kam der Arzt, erklärte ich dürfe mich in den nächsten Tagen als wieder dienstfähig melden und gleich meinen Urlaub in Empfang nehmen, denn mein Regiment solle nach Hause zurückkehren und er habe dem Obersten vorgeschlagen, mich hier zu entlassen, damit ich der Anstrengung des Marsches enthoben bleibe. Um Gwinner beküm-

merte er sich nicht viel, sondern empfahl ihm nur, sich immer noch ganz ruhig zu halten. Dann gab er mir aber einen Wink ihn zu begleiten und theilte mir draußen mit, der Oberst habe sich auch danach erkundigt, ob der verwundete Freischärler noch nicht abgeholt werden könne. Der Arzt fügte hinzu: „ich hatte gehofft, man würde den armen Teufel, der wie durch ein Wunder mit dem Leben davon gekommen ist, vergessen. Es thut mir leid um ihn, denn ich muß melden, daß die Wunde vollständig geheilt ist. Kommt er vor das Kriegsgericht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er verurtheilt wird, denn er ist mit den Waffen in der Hand gefangen worden und soll ein Führer gewesen sein. Ich habe mir so viel Mühe mit ihm gegeben und die eine Kugel ihm so glücklich herausgeschnitten, bei den nächsten kann ich ihm nicht helfen — Schade um die schöne Kur! Der Arzt ging und ließ mich in Bestürzung und nicht geringem Widerstreite mit mir selbst zurück. Allerdings war ich nicht verpflichtet, Gwinner zu bewachen oder seine Flucht zu verhindern, sobald ich aber einen Schritt weiter ging und auf irgend welche Art Hülfe leistete, daß ein Aufrührer dem Arme der Gerechtigkeit entwich, machte ich mich vor dem Gesetz

mitschuldig. Aber Gwinner war auch mein Feind und hatte sich mir anvertraut, ich ihm Schutz zugesagt, die Ehre verlangte von mir, daß ich mein Wort im weitesten Sinne löste, mich nicht hinter einer juristischen Grenzlinie hielt, an die keiner von uns bisher gedacht hatte. So entschloß ich mich, alles aufzubieten, um Gwinner zu retten, das Gesetz mochte mich dafür zu Rechenschaft ziehn, das Gebot der Ehre stand mir höher. Es war keine Zeit zu verlieren, mein Oberst pflegte nicht zu zaudern, darum ging ich sogleich zu Gwinner und theilte ihm die Gefahr mit, die ihm drohte. Wir erwogen alle möglichen Fluchtpläne, konnten uns aber für keinen entscheiden. Die Uebergänge über den Rhein waren sämtlich besetzt, auf den Landstraßen und Eisenbahnen wurde strenge Aufsicht geübt, ohne Militärpaß konnte niemand über die Grenze kommen. Zuletzt bat mich Gwinner, den Knecht Martin herbeizurufen, und erzählte mir dabei, daß dieser bei der Freischaar Ihres Bruders gestanden, Sie an jenem Tage geführt und dann bei unsern Wirthsleuten sichre Unterkunft gefunden hatte. Martin bewährte von neuem seine Schlauheit und ich mußte seinen Vorschlag, so tollkühn er auch auf den ersten Anblick erschien, bei näherer Prüfung als

den besten billigen. Während ich verabredetermaßen einen längern Spaziergang machte, holte Martin den Chirurgus herbei, der uns täglich gepflegt hatte und als eingefleischter Demokrat natürlich gern die Hand bot, seinem Parteigenossen zu helfen und mich, den Aristokraten, zu überlisten. Als ich zurückkehrte, trat mir ein Bauernbursche entgegen, aus dem ich Gwinner kaum herauszufinden vermochte. Der rothe, struppige Bart war verschwunden, das lange Haar gestutzt und halb in die Stirne herein gekämmt, Martins bäurische Tracht paßte vortrefflich und ganz natürlich zu der breitschultrig untersetzten Gestalt und nachlässigen Haltung unsres schwäbischen Freundes. Das war der neue Knecht Jochem, von dem mir der Bauer bei meinem Eintritt in das Haus, bedeutungsvoll zublinzelnd, gesprochen hatte. Am andern Morgen ging Martin mit dem früheſten auf Kundschaft aus, während dem warf ich mich in Uniform und der neue Jochem schirrte mit viel Geschick die Pferde vor den Korbwagen des Bauers an. Es dauerte nicht lange, bis Martin zurückkam, er flüsterte uns zu: „in zehn Minuten sind sie da,“ nahm dann Gwinners grüne Bluse und Freischärlerhut unter seine Jacke und eilte, was er konnte, aus dem

Garten hinaus, in der Richtung nach dem Rheine zu. Ich stieg in den Wagen, Jochem setzte sich vorn auf, trieb die Pferde mit der Peitsche an und wir rollten durch das Dorf, auf der Chaussee nach Rastatt zu. Nicht weit vor dem Orte begegnete uns ein dem unsern ähnlicher Wagen, auf dem neben dem Kutscher ein Feldwebel und dahinter zwei Soldaten saßen. Der Feldwebel ließ halten, sprang ab und meldete mir, daß er befehligt sei, den in Wintersdorf liegenden, gefangnen Freischärler abzuholen. Ich erkundigte mich dagegen, ob der Oberst noch im Quartier sei und befahl meinem Kutscher, rasch hinzufahren.

Das Dorf, in dem der Stab meines Regiments lag, war voll von Truppen, die sich zum Rückmarsch bereit machten. Ueberall herrschte freudige Bewegung, viele von meinen Kameraden begegneten mir und traten heran, mir zur Genesung und zur Ordensauszeichnung, die mich erwartete, Glück zu wünschen. Ich muß sagen, daß ich mich dadurch nicht wenig beschämt und dabei um Gwinners willen peinliche Angst fühlte. Es war für Kutscher und Pferde kein andres Unterkommen zu finden als in dem nämlichen Gasthofe, in welchem der Oberst

wohnte. Dort schwärmte aber alles durcheinander auf den Treppen, Gängen, in der Hausflur wie im Hof und Ställen; wie leicht war es möglich, daß Gwinner sich verrieth und von einem der Soldaten, die ihn nach Wintersdorf gebracht hatten, erkannt wurde. Ich konnte nichts weiter thun, als ihm Vorsicht empfehlen, während er die Pferde abschirrte. Doch er warf mir einen so munterschlauen Blick zu, wußte so trefflich seine Rolle zu spielen und ließ sich in so urwüchsig schwäbischem Bauerndialekt vernehmen, daß ich etwas leichtern Herzens mich entfernte, um mich bei meinen Chefs zu melden. Es ging alles nach Wunsch, der Hauptmann und der Major hatten alle Hände voll zu thun und entließen mich rasch, der Oberst überreichte mir einen Orden und sprach sich dabei in einer Weise aus, die mich nicht weniger erfreute. Dann bedauerte er, daß mein Gesundheitszustand mich verhindere, mit dem Regiment nach der Heimath zurückzukehren und ertheilte Befehl, daß mir ein Militair-Paß ausgestellt werde. Der Adjutant schickte sich an dies zu thun und fragte mich dabei, ob ich mit Bedienung reisen werde. Die Gelegenheit bot sich zu günstig, als daß ich sie nicht benutzt hätte. Ich erklärte, ich würde allerdings

einen Bedienten mit mir nehmen und so wurde auch dieser in dem Passe mit erwähnt. Als der Oberst unterschrieben hatte, erkundigte er sich bei mir, ob ich über Namen und Herkunft des gefangnen Freischärlers, der mit mir in einem Quartiere gelegen, etwas erfahren hätte? Ich suchte mich an der Lüge vorbei zu schmiegen, indem ich so knapp als möglich antwortete: der Freischärler hat, wie mir erzählt worden ist und wie ich später selbst beobachtet habe, von Anfang an stumm da gelegen und nicht ein Mal mit dem Arzte ein Wort gewechselt. Der Oberst erwiderte: nach den Aussagen derer, welche wir an jenem Tage auf dem Rheindamme gefangen genommen haben, ist der Verwundete einer von den Führern, vielleicht sogar der Hauptmann der Reisig'schen Turnerschaar, die sich unter den Aufständischen mehr als ein Mal ausgezeichnet hat. Als ich bemerkte, daß die letzte Vermuthung jedenfalls irrig sei, wie ich versichern könne, da ich den Hauptmann Reisig ein Mal in Heidelberg gesehn habe, fügte er hinzu: Das wird sich bald ausweisen, ich erwarte den Gefangenen, um ihn heute noch nach Rastatt schaffen zu lassen, der kommandirende General legt ganz besonderes Gewicht auf ihn. Ich war herzlich froh

damit entlassen zu werden und hoffte, nunmehr ohne Aufenthalt nach Wintersdorf zurückkehren zu können. Doch dem sollte nicht so sein. Mein Major begegnete mir auf der Treppe und lud mich ein, an dem Abschieds-Frühstück Theil zu nehmen, welches ein Theil des noch in Baden bleibenden Offizier-Corps für die abziehenden Kameraden hier im Gasthofe veranstaltet hatte. Ich mußte wohl oder übel in den großen untern Saal treten, wurde von allen Seiten auf das freundlichste bewillkommt und an die festliche Tafel genöthigt. Auch unser Oberst erschien kurze Zeit darauf, Trinksprüche löſten einander in rascher Folge ab, Champagnerpfropfen knallten, die Regiments-Musik feierte nicht und alles überließ sich einer lauten, ausgelassnen Fröhlichkeit, die durch den Rückblick auf einen siegreichen Feldzug und die Aussicht auf baldige Heimkehr doppelt gerechtfertigt war. Wie gern hätte ich mich, in der Freude, die mir durch die Gnade meines Königs und die neidlose Theilnahme meiner Kameraden bereitet wurde, dem Jubel mit vollem Herzen hingegeben, wäre ich nur der Angst ledig gewesen, die mich beklemmte, so oft ich an Gwinner dachte. Endlich wirbelten die Trommeln durch die Gassen, die Bataillons traten auf

dem Platze vor dem Gasthofe an, der Oberst, in dessen Nähe ich saß, zögerte aber noch, das Zeichen zum Aufbruch für die Offiziere zu geben und sah öfters ungeduldig nach der Uhr. Da rollte ein Wagen vor und der Feldwebel, der mir vor Wintersdorf begegnet war, trat in den Saal. Der Oberst hieß ihn heran kommen und seine Meldung abstatten; mein Herz klopfte dabei. Der Feldwebel meldete, er sei pünktlich um acht Uhr in Wintersdorf eingetroffen, habe die beiden Ausgänge des Gehöftes sofort besetzt und von den Wirthsleuten erfahren, der verwundete Freischärler habe seit seiner Ankunft das Bett noch nicht verlassen und müsse in der Oberstube sein. Dort sei jedoch kein Freischärler vorhanden und alles Suchen nach ihm in Haus, Hof, Stall und Garten vergeblich gewesen. „Ich wollte den ganzen Ort, Haus für Haus absuchen" — fuhr der Feldwebel fort — „doch da kam ein Knecht zurück und erzählte, er habe den Freischärler vor noch nicht zehn Minuten nach dem Rheine zu laufen sehn. Ich nahm den Knecht mit und eilte an das Flußufer. Dort trafen wir schon einem alten Fischer, der uns mittheilte, ein ihm unbekannter rothbärtiger Mann in einer Jacke, ein Bündel Kleider unter dem Arme, sei in seinen

Kahn gesprungen, habe ihn los gekettet und eilig abgestoßen, ohne auf den Widerspruch und die Scheltworte des Fischers zu achten und ohne, wie es der Anschein gezeigt, des Ruderns kundig zu sein. Wir liefen das Ufer entlang und als wir um eine Ecke bogen, sahn wir noch einen umgekippten schmalen Kahn in der Strömung treiben, hinterher schwammen ein Hut und eine grüne Bluse auf dem Wasser. Es wurde rasch ein andrer Kahn herbeigeschafft und es gelang uns die beiden Kleidungsstücke herauszufischen, von dem Manne sahen wir aber keine Spur, der liegt jedenfalls auf dem Grunde." Des Obersten Miene war bei dieser Meldung sehr finster geworden, er wandte sich an meinen Hauptmann und sagte ihm: „da sehn Sie, was Ihre unzeitige Schonung verursacht hat, wir werden zum Abmarsch noch einen tüchtigen Rüffel mit aufgepackt bekommen," dann nahm er seinen Adjutanten und den Feldwebel mit hinauf in sein Zimmer, um die Meldung zu Papier zu bringen. Die Heiterkeit der Gesellschaft war durch diesen Zwischenfall etwas gestört worden, von allen Seiten bestürmte man mich mit Fragen nach dem Freischärler und erschöpfte sich in Vermuthungen wer ihm wohl das

Herankommen der Abholung noch im letzten Augenblicke verrathen haben könnte. Der Regimentsarzt, dessen Gesicht schon mit dem Scharlach seines Kragens wetteiferte, verschaffte sich mit erhobener Stimme allgemeines Gehör und rief: „es haben nur zwei Personen, außer dem Herrn Obersten, schon gestern gewußt, daß der Gefangene heute geholt werden würde, diese Beiden waren ich, der ich schon lange merkte, daß der Bursche sich kränker stellte als er noch war und mich gestern von seiner vollständigen Genesung überzeugte, und Herr von Lossow, dem ich unter vier Augen mittheilte, daß ich dies dem Herrn Obersten melden würde. Ist es nicht so?“ — Alle Blicke richteten sich auf mich und ich mußte meine ganze Kaltblütigkeit zusammen nehmen, um unbefangen bejahen zu können. „Nun meine Herren“ — fuhr der Arzt fort — „traun Sie etwa einem von uns Beiden zu, daß er ein Verräther sei und dem rothbärtigen Demokraten einen Wink gegeben habe? Ich denke unsre bekannte loyale Gesinnung erhebt uns über jeden derartigen Verdacht. Also brauchen wir überhaupt nach keinem Verräther zu suchen, sondern die Sache erklärt sich ganz einfach. Der Bursche hat schon längst auf

Flucht gedacht und darum mich zu täuschen gesucht, an der Ausführung hat ihn nur die beständige Zimmer-Kameradschaft mit Herrn von Lossow gehindert. Was ist natürlicher, als daß er heute Morgen, sobald jener fortgefahren war, spornstreichs davongelaufen und in den ersten, besten Kahn gesprungen ist?" Der Scharfsinn des Arztes fand allenthalben Anerkennung, Keiner von der Gesellschaft zweifelte noch, daß die Sache sich auf diese Weise zugetragen habe. Mein Hauptmann aber, dem der Verweis die Laune versäuert hatte, rief ärgerlich: „gleichviel, wie's zugegangen ist, auf mir bleibt's sitzen. Das ist der Dank dafür, daß ich dem Kerl die Seele nicht habe aus dem Leibe rütteln lassen. Da sieht man wieder, was das für eine gottheillose Art ist, das Demokraten-Gesindel. Der plumpt lieber in's Wasser und läßt sich von den Fischen auffressen, als daß er strack wie ein ehrlicher Soldat bis an den Sandhaufen marschirt, sich noch ein Mal die Trommel rühren läßt und mit dem letzten Athemzuge Pulver riecht!" Während die Gesellschaft dem wackern Hauptmann lachend beistimmte und ihm die Laune wieder aufzufrischen bemüht war, hielt ich den Zeitpunkt für günstig,

meinen Rückzug so unbemerkt als möglich anzutreten. Ich fand Gwinner im Stalle bei den Pferden, in lustig kauderwelscher Unterhaltung mit einigen Offizier-Burschen, deren pommersches Plattdeutsch er so unvollkommen verstand, als sie sein Schwäbisch. Ich hieß ihn rasch anspannen, blieb selbst in der Nähe bis er mit dem Wagen aus dem Hofe gefahren war, dann ging ich in den Saal zurück, Helm und Degen zu holen und mit einem raschen Abschied davon zu kommen. Darin hatte ich mich aber verrechnet. Ich verursachte einen allgemeinen Aufstand, meine Kameraden bezeigten sich auf's Herzlichste und begleiteten mich, so sehr ich es auch zu verhindern suchte, bis in die Thorfahrt und bis an den Wagen. Neue Flaschen wurden herausgebracht zu einem Steigbügeltrunk, ein Pfropfen nach dem andern mußte springen. Der Regimentsarzt war der vorderste von Allen, die Zunge im Munde wurde mir kalt vor Schreck und die Hand mit der ich mein Glas hielt schwankte, als er Gwinner auf die Schulter klopfte und ihm die Flasche hinreichte mit den Worten: „trink den Rest, mein Junge, auf das Wohl unsres Königs und wirf sie dann hoch in die Luft!“ Als Gwinner zauderte,

richtete der Doktor einen schärfern, argwöhnischen Blick auf ihn — doch der Nebel, der ihm vor den Augen schwamm, war zu dicht und Gwinners Umgestaltung zu vollkommen, der Doktor erkannte seinen Lieblings-Patienten, an dem er eine Kur gemacht hatte, auf die er stolz war, nicht wieder. Wohl aber gerieth er über die Zögerung in heftigen Zorn und rief: „Was, Kerl? Weigerst Du Dich auf das Wohl unsres Königs zu trinken? Ich glaube gar Du bist ein Demokrat, ein verkappter Freischärler!“ Gwinner kam nicht aus der Fassung, sondern sagte mit unnachahmlicher Einfalt, indem er an seine breitdecklige Mütze griff: „die Kapp' hat mir meine Frau Mutter letzten Markt in Rottenburg gekauft und die Freischärler, die ich gesehn hab', wie ich vor vierzehn Tagen über den Schwarzwald herüber gekommen bin, hatten Alle Hüte auf. Ich tränk' auch schon gern auf die Gesundheit von dem Herrn König und von den Herren Offiziers, aber da muß ich doch erst anstoßen und ich hab' kein Glas.“ Die Offiziere schenkten der Rede lachend Beifall, reichten Gwinner ein Glas und er stieß nun, zum großen Jubel der Umstehenden, mit dem besänftigten Regimentsarzt und mit vielen Andern

an, ja er fühlte sich in seiner Rolle so sicher, daß er im Uebermuth allerlei Possen und Schwänke ausgehn ließ und sich zum Mittelpunkt eines lustigen Kreises machte. Ich suchte wenigstens des Doktors Aufmerksamkeit abzulenken, indem ich ihn bei Seite zog und um weitere Verordnungen für meine Gesundheit bat. Zu meinem Troste kam endlich der Oberst herbei, sagte mir freundlich Lebewohl und ersuchte die Herren nun an den Abmarsch zu denken. Ich sprang hurtig in den Wagen, hieß den Kutscher aufsitzen und unter dem Hurrah meiner Kameraden fuhren wir was die Pferde laufen wollten zum Orte hinaus. Sie könnnen sich vorstellen, um wie viel leichter mir das Herz schlug; auch Gwinner bekannte jetzt, daß es ihm nicht nur blau, sondern ganz regenbogenfarbig vor den Augen geworden sei, als er sich unvermuthet im Kreise der Offiziere gesehn und der Doktor ihm auf die Schulter geklopft hätte; er meinte, es sei ihm gewesen, als stünde er schon als armer Sünder vor dem Kriegsgericht. In Wintersdorf wurden wir von unsern braven Wirthen so freudig erstaunt begrüßt, als kämen wir aus der Löwengrube zurück und Martin erzählte uns dann selbstgefällig von der Komödie, die er in Gemein-

schaft mit seinem Vater, dem Fischer, glücklich ausgeführt. Obwohl ich wußte, daß diese Leute, schon um ihrer eignen Sicherheit willen, strenge Verschwiegenheit beobachten würden, war es mir doch unbehaglich, länger als nöthig dort zu bleiben und sobald ich, durch Martins Hülfe, Kleider erhalten hatte, in denen Gwinner die Rolle meines Dieners spielen konnte, reiste ich mit ihm ab. So begleitete er mich, unter dem Schutze meines Militär-Passes, bis an die belgische Grenze. Ich kann sagen, daß die frühere Abneigung gegen ihn sich immermehr in Freundschaft verwandelte. Seine Mannhaftigkeit hatte schon schwere Proben vor meinen Augen bestanden, aber auch sein ehrenhafter Sinn und sein feines, tiefes Gefühl traten bei jedem Anlaß heller hervor. Des Abends entschädigten wir uns für den Zwang, den das angenommne Verhältniß uns bei Tage auferlegte, und saßen bis spät in die Nacht hinein beim Glase auf. Er erzählte mir da von seiner Jugend wie von seinem Aufenthalt in Heidelberg und von dem unglücklichen Freischaarenzuge mit rückhaltloser Offenheit, ich wurde der Vertraute seiner Schicksale wie seines Herzens. Endlich mußten wir uns trennen, er wandte sich nach

Belgien, ich reiste auf mein Gut in Thüringen, doch in lebhaftem Briefwechsel blieben wir einander nahe. Jetzt hält er sich in England auf, hat sich mit der Frau Mutter ausgesöhnt und seine theologischen Studien wieder begonnen.“ —

Gabriele war in größter Spannung der Erzählung gefolgt. Jetzt seufzte sie aus tiefster Brust ein „Gott sei Dank!“ und wandte sich darauf zu Lossow. Der Ton ihrer Stimme klang so mild entsagend und beseligt klar wie eine ferne Abendglocke. „Auch Ihnen danke ich aus vollem Herzen. Der von seinen Freunden preis gegeben war, fand an seinem Feinde den edelmüthigsten Beschützer. O welch einen Tag hat mir Gott heute gesendet! Was ich gebaut in meinem Hochmuth, worauf ich mich gestützt in meiner Verkehrtheit, ist über mir und rings um mich im Sturm zusammengebrochen, ich stand hilflos und verzweifelnd am Abgrund. Da hat Er mich gehalten und den Sturm gestillt, alle Last des Vergangenen von mir genommen und den Himmelsbogen der Versöhnung wunderbar vor mir ausgespannt. Jetzt will ich meine Blicke nirgend anders hinrichten als auf ihn und getrost der Vaterhand folgen, die mich leitet!“

Von Rührung und Ehrfurcht ergriffen ging Lossow still neben ihr, Gabriele begann zuerst wieder: „Unser Freund hat Ihnen volles Vertraun geschenkt. Hat er mir verziehn? Verhehlen Sie mir nichts und wäre es auch noch so bitter, es träfe mich nicht unverdient.“

„Sie kennen seinen heftigen und trotzigen Sinn,“ erwiderte Lossow zögernd. „Sie waren sein höchstes Ziel, er hatte Ihnen sein volles reiches Herz geweiht. Der Kampf, der in ihm tobte, während er stumm und regungslos auf sein Krankenlager hingestreckt war, muß ein gewaltiger gewesen sein, denn er hat die heißeste Liebe in heftige Abneigung verwandelt. Er hatte mir auch die kleinste Begebenheit Ihres Zusammenlebens mitgetheilt, ich konnte ihm alles vorhalten, was Sie zu dem Entschlusse gedrängt haben möchte, die Rettung zu ergreifen, ehe er zurückgekehrt war. Doch er wollte keine Entschuldigung gelten lassen, er beharrte in seiner Erbittrung und sprach: wenn sie auch meine Liebe nicht erwidern konnte, Treue hatte ich um sie verdient.“

„Er hat Recht. Ich wünschte, er wäre auf eine mildere Art zu der Ueberzeugung gelangt, daß es

mir unmöglich war, seine Neigung zu theilen. Ich hätte mir gern den edlen, treuen Freund erhalten und ihm vielleicht bewiesen, daß mein Herz in seiner wilden Angst wohl damals schwer an ihm gefehlt hat, doch nicht treulos ist; aber vielleicht ist es so besser. Ich weiß, daß er gerettet ist und trage seinen Haß als verdiente Strafe." —

Sie waren schon in der Nähe der Stadt, Gabriele wollte das Gespräch abbrechen, sie wartete bis ihr Bruder herangekommen war und faßte seinen Arm. Erst als Lichtenberg nach der Wohnung der Geschwister fragte, erinnerte sich Ewald daran, daß er noch gar nicht wußte, wo er und Gabriele diese Nacht das Haupt hinlegen sollten, doch schämte er sich, seine Verlegenheit vor den neuen Bekannten laut werden zu lassen. Er erwiderte daher, sie wären im Begriff ihr bisheriges Quartier mit einem andern zu vertauschen und müßten erst zusehn, in welchem sie heute Unterkunft fänden. Lichtenberg versetzte, dann dürften sie nicht wagen, den Geschwistern morgen einen Besuch abzustatten, würden sich aber sehr freun, Ewald zu sehn; sie wären in dieser Straße, im englischen Hofe abgestiegen. Ewald versprach mit anscheinender Unbefangenheit

sich vor neun Uhr einzufinden und verabschiedete sich von den beiden Herren. Auch gegen Gabrielen sprach Lichtenberg die Hoffnung aus, vor seiner Abreise ihr noch ein Mal zu begegnen. Lossow hätte ihr so viel zu sagen gehabt und doch hielt ihn nicht nur die Gegenwart der Zeugen davon zurück, mit unsichrer Stimme wünschte er ihr gute Nacht und wandte sich rasch ab.

Als die Freunde in ihrem Gasthofe angekommen waren, sprach Lichtenberg: „der Freischaarenhauptmann ist vernünftiger, als ich ihn mir vorgestellt hatte, ein tüchtiger Kern steckt in ihm. Ich wünschte von Herzen, daß er dem Polen morgen einen tüchtigen Denkzettel gäbe und glücklich davon käme. Wenn es aber anders ausläuft?“

„Dann soll meine Kugel nicht fehlen!“ erwiderte Lossow bestimmt. „Ich bitte Dich, die Barriere nicht zu weit zu nehmen, denn treffen muß ich ihn — gleichviel ob er auch mich trifft.“

„Das wird er nicht, das soll er nicht!“ rief Lichtenberg mit warmem Gefühl. „Was sollte ich anfangen ohne meinen braven, edlen Hans? Ei was da, fort mit dem grinsenden Gespenst! Du

kommst gar nicht zum Schusse, der Puritaner führt eine wackre Klinge, darauf wett' ich und in Gold will ich ihn fassen, wenn er zuhaut, daß der freche, übermüthige Bursche keinen Finger mehr rühren kann, ein Pistol auf Dich abzudrücken! Wenn meine Prophezeihung wahr wird, bleibst Du bei mir in Thüringen. Schlag' ein, es gilt!"

Lossow schlug lächelnd ein und drückte die Hand seines Freundes: „trifft's nicht ein, so wird's für mich gleich viel sein, wohin ich komme."

„Pfui über solchen Kleinmuth! Wenn ich ihn Dir nicht vertreiben kann, so denke an die schönen dunklen Augen, die so schwärmerisch an Dir hängen. Du hast mir noch nicht ein Mal gedankt, daß ich mich mit dem Bruder in ein politisches Gespräch vertieft habe, um Dich mit der Schönen ungestört zu lassen. Sie verdient es wahrlich, daß Du ihr huldigst — aber was soll weiter daraus werden?"

„Es wäre besser für mich und vielleicht auch für sie, wir hätten uns nicht wieder gesehn," erwiderte Lossow finster. „Was habe ich nicht versucht, wie habe ich nicht mit mir gekämpft, diese wahnsinnige Leidenschaft zu ersticken! Doch alle Selbstbeherrschung und Ueberwindung, in der mein Vater mich von

Jugend auf geübt, alle Willenskraft, die ich schon oft erprobt, ist hier machtlos geblieben. Ich habe den in meiner Heimath sprüchwörtlichen Adelstolz meines Hauses in vollem Maße geerbt, mein Vater hat seine streng aristokratischen Grundsätze in mich gepflanzt. Wie oft hat er die häufigen Mißheirathen unsrer Standesgenossen heftig gescholten. Meine Mutter werde ich alle Zeit verehren als das Muster einer echt adligen Frau. Sie steht mir immer noch lebendig vor Augen und ich wüßte keine, die an prunkloser Frömmigkeit, liebreichem Walten und maßvoll gehaltner, makelloser Weiblichkeit ihr gleich käme — und trotz alledem hat es nicht mehr bedurft, diesen ganzen ehrenfesten Bau von ererbter Anlage, Erziehung, Beispiel, Grundsätzen bis in seinen tiefsten Grund zu erschüttern, als einen Strahl aus jenen stolzen schwarzen Augen, als einen Blick auf die königliche Gestalt."

Lichtenberg lächelte etwas ironisch: „ergieb Dich darein, lieber Hans, und tröste Dich damit, daß Könige und selbst Götter von uralten Zeiten her Dir kein besseres Beispiel gegeben haben. Die Schönheit ist eine Blüthe, die nicht erst um Erlaubniß bei uns anfragt, ob sie sich im Wipfel eines

hohen Stammbaums oder am bescheidnen Strauch oder im niedern Moos und Gras erschließen soll. Gleich viel wo sie sich sich entfaltet, die Liebe weiß den Weg zu ihr zu finden und kreist verlangend um den wundersüßen Kelch, in seinen Duftkreis gebannt."

„Aber die Liebe ist doch nicht mit der Biene zu vergleichen, die nur nach dem Honigseim des Genusses strebt? Sie mag lange flüchtig schwärmen, gehalten und gefesselt wird sie doch nur da, wo sie den höhern Einklang der Seelen findet. Warum bin denn ich, trotz alles innern Widerstrebens, so unauflösbar an dieses Mädchen gefesselt und fühle mich doch sonst in meinem ganzen Wesen unverändert? Als ich sie zum ersten Male sah und hörte, zeigte sie sich mir unverhohlen als fanatische Demokratin. Ich trat ihr schroff, ihren Verbündeten feindselig gegenüber, zerriß das Netz der Verführung, das schon um einen armen, unschuldigen Burschen geworfen war. Und dennoch blieb ihr Bild unauslöschlich meinem Herzen eingeprägt. Und als ich ihr von neuem begegnete, hatte sie, in der unseligsten Verblendung, auch über die äußersten Schranken weiblicher Sitte hinaus, den Schritt gethan, der ihren

Ruf rettungslos Preis gab. Als Freischärlerin, die Büchse in der Hand, das schwarze Haar wild herabhängend, stand sie mir gegenüber und sandte mir, der ich sie schützen wollte, die Kugel zu, die meinem Leben um ein Haar ein Ende bereitet hätte. Und ich vergalt es ihr, statt mit Haß und Verachtung, mit um so glühenderer Liebe, ihr Bild wich nicht ein Mal in den angstvollen Fieberträumen aus meiner Phantasie, es verklärte sich in den Schilderungen Gwinner's und lockte mich von neuem mit unwiderstehlichem Liebreiz zu ihr hin. Jetzt habe ich sie aufgefunden und wie traf ich sie? Es war mir als sei ein Stern vom Himmel in den eklen Sumpf hinabgestürzt, ich glaubte sie der Schande verfallen und mein Herz zuckte zusammen, als wollte es alle Adern sprengen. Da höre ich aus dem Munde des verhaßtesten Feindes die ohnmächtig knirschende Lästerung und im Augenblick steht Gabriele klar und siegreich, im hellsten Glanz der Reinheit an meinem Himmel; mein Herz jauchzt hoffend und beseligt zu ihr empor. Ich sehe sie wieder und bin in knabenhafter Befangenheit kaum eines Wortes mächtig. Sie ist es, die den Muth hat, das Vergangne zu entschleiern und in ihrem Bekenntniß welche Klarheit und Hoheit, in ihrer Reue welche

echte Demuth und Frömmigkeit! Ein Engel des Herrn hat sie durch die Kriegswetter, durch Leid und Schimpf, Gefahr und alle Prüfungen geführt, daß ihr Herz geläutert und verklärt werde, daß die Lilie sich in voller makelloser Himmelspracht erschließe!“

Lichtenberg legte traulich die Hand auf die Schulter seines verzückten Freundes und sprach: „Halt ein Du Schwärmer, und entrücke Dir Dein Mädchen nicht gar unter die Heiligen. Dazu paßt sie so wenig als Du zu einem Ritter Toggenburg. Aber davon abgesehn habe ich aus Deiner bittern Anklage, die sich allmälig in einen immer schwungvolleren Lobpreis umgestaltete, doch weiter nichts erfahren, als daß auch das stolze trotzige Herz meines Freundes durch seinen Widerstand nur die Uebermacht der launischen Göttin gereizt hat und zur Strafe jetzt in lichten Flammen auflodert. Du liebtest schon tief leidenschaftlich als Du noch glaubtest hassen und verachten zu müssen, jetzt vollends wo die dunkelsten Schatten des Argwohns, von der siegreichen Unschuld zerstreut sind, verehrst Du inbrünstig und betest an. Wohl, da läßt sich weder streiten noch rathen, aber was willst Du thun? Mit dieser Frage stellt sich der

nüchterne Verstand an die Grenze, die sein Reich, die Wirklichkeit, vom luftigen Revier der Ideale, Wünsche und Empfindungen scheidet und auf diese Frage bist Du die Antwort noch schuldig geblieben."

„Ich weiß es nicht. Mein Wille kämpft mit erschöpfter Kraft noch gegen den Sturm der Leidenschaft an; doch lieber will ich untergehn, als die Ehre opfern."

„Nun so verzweifelt steht's wohl noch nicht um Dich. Gieb ein Mal das Steuer in meine Hand und laß mich Dein Lootse sein. Vorerst glaube ich, daß das Herz des Mädchens Deiner würdig ist. Politische Schwärmerei und arglose Unerfahrenheit haben sie in ihre jetzige zweideutige Lage gebracht. Doch der Taumel der Zeit und die Noth des Exils entschuldigen viel und der Schutz des Bruders deckt den Ruf der Schwester gegen schlimmeren Verdacht. Ich bin kein Freund von Mißheirathen, aber weit entfernt, jede Verbindung eines Adligen mit einer Nichtadligen so zu bezeichnen. Gabrielens Erziehung, die natürliche Feinheit und Aristokratie ihres Wesens, das wohlverdiente Ansehn und der große Reichthum ihres Oheims glichen wohl den Unterschied des Geburtsstandes genügend aus und auch in den vor-

nehmsten Kreisen würde sich Gabriele einem dem Range ihres Gemahls entsprechenden Platz bald zu verschaffen wissen. Damit will ich nun nicht sagen, die Wahl Deines Herzens sei die beste, die Du hättest treffen können und entschieden mißbilligen würde ich es, wolltest Du Deiner Leidenschaft den Zügel schießen lassen und Dir Deine Gattin so rasch als möglich aus einem Blumenladen holen. Der einzige Zweifel an dem Mädchen, der mir ungelöst bleibt, drängt sich aus dem seltsamen Verhältnisse zu ihrer Familie auf. Warum ist sie ihrem Bruder gefolgt und nicht lieber da geblieben, wohin sie gehörte, im Hause des Oheims? Kannst Du mir darüber Aufklärung verschaffen?"

Lossow mußte dies verneinen, denn Gwinner hatte ihm über diesen Umstand keine Auskunft geben können oder geben wollen.

„Nun wohl" — fuhr Lichtenberg fort — „so müssen wir bei unsrer Zurückkunft zuerst hiernach forschen und sobald auch dieser Zweifel erfreulich gelöst sein wird, Sorge tragen, daß das Mädchen so rasch als möglich in den Kreis seiner Familie zurückkehrt."

„Und dann?" fragte Lossow gespannt.

„Dann legen wir's getrost in die mild schlichtenden, sanft heilenden, still ordnenden Hände der göttlichen Wunderthäterin Zeit. Weißt Du etwa schon, ob das Mädchen Dich liebt und, wenn Du es auch hoffst, ob ihre Liebe so echt und innig ist, als sie sein muß, um Dich wahrhaft zu beglücken? Und bist etwa Du schon so entschlossen und gestählt, daß Du Dir getrautest, den giftigen Waffen des Vorurtheils, des Hohns und der Verleumdung Trotz zu bieten? Keins von euch hat sich ja noch ernst und gewissenhaft darauf prüfen können, euch Beide berauscht noch das Abenteuerliche eurer Begegnungen und des heutigen Wiederfindens. Darum folge meinem Rathe, bringe es jetzt zu keiner Erklärung, laß den Schnee die junge Saat bedecken, warte ruhig in der Ferne ab, bis er wieder geschmolzen ist. Wenn Du dann noch so fühlst wie heute, dann zieh' nach dem hohen Hause und erforsche ihr Herz. Findest Du sie dann wie Du hoffst, so wirb um sie in Gottes Namen; ich werde alles thun, was ich vermag, die Wahl meines Freundes auch vor der Welt zu ehren."

Lossow drückte Lichtenbergs Hand und versprach dem besonnenen, tröstlichen Rathe zu folgen. —

Inzwischen waren die Geschwister durch die

Straßen der Stadt gegangen bis sie ein Wirthshaus fanden, das ihnen ein bescheidnes Unterkommen für die Nacht gewährte. Gabriele theilte ihrem Bruder die Erzählung von Gwinner's Rettung mit und Ewald wurde dadurch auf's Höchste erfreut. Er war so überglücklich, seinen Adolf unter den Lebendigen zu wissen, daß er in einem fort von neuem fragte und dazwischen laut aufjubelte und betheuerte, daß er ihm schreiben, ihm alles erklären, ihn aussöhnen würde.

Endlich mußte Gabriele, die sich von den wechselvollen Erlebnissen des heutigen Tages auf's äußerste erschöpft fühlte, ihren Bruder bitten, ihr jetzt Ruhe zu gönnen. Ewald wünschte ihr zärtlich gute Nacht und begab sich auf das Zimmer, das ihm nahebei angewiesen worden war. Dort wich die freudige Stimmung vor dem ernsten Gedanken an das Schicksal des nächsten Morgens. Er mußte sich sagen, daß der Kampf mit Wolkonsky auf Leben und Tod gehn würde. Mochte nun er oder sein Gegner auf dem Platze bleiben was sollte aus Gabrielen werden, wessen Obhut sollte er sie anvertraun, wenn er selbst, in einem wie in dem andern Falle, sie nicht mehr zu schützen vermochte? Steffen konnte ihr nur augen-

blickliche Hülfe leisten, irgend einen andern bewährten Freund hatte er nicht in der fremden Stadt. Und wer anders trug die Schuld an dieser Schutzlosigkeit als er selbst?

Wir bahnen uns den Weg durch das Leben und haben den Blick meist nur auf das nächste vor uns geheftet; erst wenn wir eine Höhe erklommen, eine Wendung erreicht, pflegen wir nach der zurückgelegten Strecke umzuschaun, ehe wir die Kraft zusammen nehmen und auf dem ungewissen Steige von neuem vorwärts dringen. So lag die Vergangenheit jetzt mit einem Male vor Ewalds Blick klar ausgebreitet. Freundlich und leicht schlang sich der Pfad seiner Jugend das Thal entlang, geebnet von der vorsorgenden Liebe des Oheims. Seine Schwärmerei, von Gabrielen angefeuert, hatte ihn zuerst seitab gelockt, ein glückliches Geschick aber den vorbestimmten Weg ihn wieder finden lassen. Wie frisch und sonnig lachte ihn die Erinnerung an seinen Wiedereintritt in das traute heimathliche Haus an, wie glücklich war er gewesen in der rüstigen strebsamen Thätigkeit, wie hold hatte ihm die Zukunft gewinkt. Deutlich und lebendig rollte sich das Bild des geliebten Hochlandes vor ihm auf, ein wunderbarer Goldglanz wob

um die Wipfel und Stämme des majestätischen Waldkranzes und spannte ein Netz von Sonnenstrahlen über die grünen, buntblühenden Matten, über die quellenden, klaren Bäche hin und auf dem schimmernden Grunde schwebte Mathilden's Bild so blendend schön, so jungfräulich rein, anmuthigen Liebreizes und frischen Lebens voll wie Strahl und Quell. Und neben ihr hatte er so lange mit stumpfen Sinnen hingehn, ihren neckischen Jugendübermuth pedantisch sittenrichterlich hofmeistern, ja sogar in albernem Tugenddünkel die Unschuld lästern, die Reinheit verdammen können! Glühende Schamröthe stieg ihm bis zu den Schläfen empor. Wie leicht war es der listigen Buhlerin geworden, ihn zu verblenden und zu umstricken, selbst entflammt von unlautrem Feuer hatte er sie im Taumel der Leidenschaft an seine Brust gedrückt; Mathilden hatte er zurückgestoßen und eine Hortense umarmt. Und Mathilde hatte ihn geliebt, trotz aller Beleidigungen, die sie von ihm erfahren, diese Gewißheit brannte ihm jetzt mit aller Qual unwiederbringlich verlorner Seligkeit in's Herz. Der Oheim hätte mit Freuden den Bund gesegnet, der ihm volle Sühne des Vergangenen brachte, die Fortsetzung seines großartigen Wirkens

bis in die ferne Zukunft sicherte und die beiden ihm Theuersten vereinigte. O der unseligen Verblendung, die sorglichste Liebe so zu verkennen, dem schwärzesten Argwohn Gehör zu schenken! Ein reines, edles Herz hätte den trügerischen Beweisen nicht geglaubt, sich offen und vertrauend an den echt Bewährten gewandt, statt sich loszureißen, die Geliebte zurückzustoßen, unzählige Wohlthaten mit schnödem Undank und Verrath zu vergelten. Gabrielens Schuld war nicht gering, doch sie verschwand vor der seinigen. Er hatte dem Oheim das Bekenntniß von der Schmach der Aeltern abgezwungen, er hatte sich selbst dadurch von der Heimath ausgestoßen, die Schwester dem sichern Schutze entrissen und mit in seine unheilvolle Bahn gezogen. Gefahr und Noth, Demüthigung und Schmach hatte sie um seinetwillen erdulden müssen, was erwartete sie aber erst, wenn das Strafgericht sich morgen an seinem Haupt vollzöge? Er stand rathlos und verzweifelnd an dem Wendepunkte seines Schicksals, vor der pfadlosen Wildniß, die ihn tödtlich drohend anstarrte. Es gab nur einen Rettungsweg für Gabrielen: den Schutz des Oheims für sie anzurufen.

Die Mitternachtsstunde schlug eben und wie sie

den verhängnißvollen Tag abschloß, läutete sie zugleich den neuen, verhängnißvolleren ein. Rasch entschlossen setzte sich Ewald, bei dem trüben Scheine der herabbrennenden Kerze, an einen Tisch auf dem Schreibzeug stand. In der Brieftasche, die seine wichtigsten Papiere enthielt und die er darum vor dem Weggange aus Hortense's Hause zu sich gesteckt hatte, fand er ein weißes Blatt. Ohne die Worte abzuwägen, schrieb er was der Drang seines vollen Herzens ihm eingab, wie ein Sterbender, der Eile hat seinen letzten Willen auszusprechen. Er bekannte offen und männlich seine Schuld und seine Reue, er deutete an, daß das traurige Geschick seiner Aeltern nun auch an ihm sich erfüllen werde und bat den Oheim und Mathilden ihm zu verzeihn, ihm ein versöhntes Andenken zu bewahren und Gabrielens Zukunft in Obhut zu nehmen. Mathilden seine Liebe auch nur anzudeuten, fühlte er sich unwürdig, doch gegen den Oheim floß sein Herz über in Ausdrücken innigsten Dankes und Betheuerungen kindlicher Liebe. Während er dies schrieb, erheiterte sich seine Stirne. Es fiel ihm bei, daß er im Stande sei, dem Oheim einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben. Eilig suchte er in der Brief-

tasche und nahm den letzten Brief seines Vaters und das Blatt heraus, auf dem das Geheimniß verzeichnet stand wie die verzweifelnden Abschiedsworte des Sterbenden an seinen Sohn. Ewalds Augen füllten sich mit Thränen, als er die vergilbten Blätter betrachtete, er drückte einen Kuß darauf und sprach: „vergebt mir theure, unglückliche Aeltern, daß ich euer Andenken so unkindlich geschmäht; nun ich das Leben und die Macht der Leidenschaft besser kenne, wie verzeihlich erscheint mir eure Schuld, wie schwer ist die Schmach auf mich selbst zurückgefallen!“

Er griff nach der Feder und schrieb weiter. In kurzen Zügen schilderte er wie das Vermächtniß seines Vaters an jenem Weihnachtsabend sich entdeckt, seine Liebe in Haß verwandelt und ihn von der festlichen Schwelle, von der Seite Mathildens hinweg in die Nacht und in die Ferne hinausgetrieben habe. „Hier ist der Brief, das furchtbare Bannwort, das mich von Heimath, Frieden und Hoffnung verstoßen, hier das Geheimniß, das mein Vater um den Preis von Glück und Leben erkauft hat. Dir, mein geliebter, schwer verkannter und gekränkter Oheim, sende ich die Blätter und weiß, daß ich so

im Sinne dessen handle, der sie mir als einziges Vermächtniß hinterlassen. Nimm sie von meiner Hand, als böte er selbst sie Dir, befreit aus dem Kerker seiner Qualen, in dem der trügerische Wahn ihn verschmachten ließ, als Unterpfand der Erkenntniß, der brüderlichen Liebe und Versöhnung. Wie er mich durch diese Blätter zum Erben seiner Schuld an Dir gemacht hat, so hat er mir das Recht verliehn, mit meiner Reue auch die seine zu bekennen. Vielleicht nehme ich mit diesen Worten für immer Abschied von Dir und Mathilden. Darum gewährt es mir als letzte Bitte: empfangt Gabrielen gütig, begegnet ihr liebreich, sie hat so viel gelitten, ach und was hätte sie noch auf der Welt, wenn sie nicht an euren Herzen Trost fände! Mich aber betrachtet wie einen Dahingeschiedenen und so schließt mich in die Versöhnung ein, die ihr meinem armen Vater nicht versagen werdet!"

Das Licht war am Verlöschen. Ewald faltete rasch seinen Brief mit den andern Blättern zusammen, siegelte ihn ein und versah ihn mit der Aufschrift an den Oheim. Dann suchte er durch ein paar Stunden Schlaf die Kraft und Ruhe zu sammeln, deren er für den nächsten Morgen so sehr

bedurfte. Er hatte Gewalt genug über sich, die aufregenden Bilder, die von allen Seiten her wechselnd an ihm vorüber jagten, als er die Augen schloß, fort zu bannen, indem er nur ein einziges, lieblich tröstendes festhielt und ausmalte. Mathilde und Gabriele saßen unter hohen Bäumen am Saume des heimathlichen Waldes, auf grünbemoostem Gestein. Zwischen ihnen sprudelte ein Quell in ein klares, leicht wallendes und aufperlendes Becken, aus dem er dann als Bach, schmal und fast überwölbt von den hochgebogenen Gräsern und zu ihm heranrankenden Blumen auf beiden Borden, in anmuthigen Windungen durch die sonnig schimmernden Bergwiesen eilig hinrann bis hinab in die Ebne, bis hinaus in die unabsehbare Ferne. Die Mädchen oben am Waldsaum hielten sich Schulter an Schulter traulich umschlungen, eine um die Andre warf Blumen in das Becken. In stillem, wehmüthigem Sinnen folgten ihre Blicke den bunten Schiffchen, die langsam schaukelnd im Kreise trieben, bis sie, von der Strömung erfaßt, fortgezogen wurden und rasch hingleitend dem Blick entschwanden. Ewald lag weit, weit in der Ferne am Ufer des Baches und fing jede Blume auf, die zu ihm heran

schwamm und drückte ihre feuchte Kühle als Labung an die sehnsüchtige Brust.

Das Bild ging in Traum über und die ersten Strahlen der Morgensonne glänzten schon feurig roth von einem nachbarlichen Fenster wieder, als Ewald erwachte. Rasch kleidete er sich, steckte den Brief an den Oheim ein, lauschte an Gabrielens Thüre, doch es war noch still drinnen und so eilte er nach Steffen's Wohnung.

Steffen saß bereits vor seinem Arbeitstische, der mit Farbennäpfen und Porzellangegenständen bedeckt war, hatte eine große, jedoch leere Frühstückstasse in der Hand, auf der schon ein ausgiebig dauerhafter Kranz übernatürlich großer Vergißmeinnicht und steifsymmetrischer Rosen in entschiedenstem Gegensatze ihrer Farben prangte, und bemühte sich eben mit fein gespitztem Pinsel, aus der Goldmuschel heraus, die zärtlichen Widmungsworte in der Mitte sorgfältig zu überziehn. Dabei summte er von seinen Lieblingsliedern was ihm gerade auf der Zunge lag für sich hin und war in die Arbeit so eifrig vertieft, daß er weder das Klopfen noch den Eintritt eines Besuchers merkte, sondern sich erst umschaute als er eine freundliche Hand auf seiner

Schulter fühlte. Beim Anblick Ewald's sprang er hocherfreut auf, warf seine Sonntagskleider, die noch von gestern da lagen geschwind auf das Bett, um den zweiten Stuhl frei zu machen und erzählte, daß er schon aus dem Berichte seiner Hauswirthin errathen habe, welche Ehre ihm gestern zugedacht gewesen und daß er sich vorgenommen, heute Morgen noch sich nach der Ursache des Besuches zu erkundigen.

Ewald theilte ihm, ohne einen Grund anzugeben, den plötzlichen Auszug mit und bat ihn, mit Hülfe eines Handlangers, die Koffer aus dem früheren Quartiere abzuholen.

„Ei wie gern will ich das besorgen!“ rief Steffen. „Aber wo haben Sie denn eingemiethet, wohin soll ich die Sachen schaffen?“

Mit zweifelhaftem Blicke sah sich Ewald um. Die Stube war allerdings wenig einladend beschaffen. Gelb angestrichne, verräucherte Wände; ein großer schadhafter Ofen mit grün glasirten Kacheln; als Hausrath, außer dem Arbeitstisch, dem Bett und zwei Holzstühlen, nur noch ein kleiner gesprungner Spiegel und eine lahme Kommode auf der ein irdnes Waschbecken stand. Vorhänge und

Rouleaux waren hier ein unbekannter Luxus und bei den trüben, in Blei gefaßten runden Scheiben auch ziemlich überflüssig; vielleicht sollte das Handtuch, das neben einem Fenster hing, ihre Stelle vertreten.

Zögernd erwiderte Ewald: „wir haben noch nicht Zeit gehabt, uns nach einer neuen Wohnung umzusehn. Ich rechnete darauf, während der nächsten Tage mich bei Dir einzuquartieren, in der Voraussetzung nämlich, daß sich für meine Schwester auch ein kleines Zimmer hier im Hause fände."

„Ja mit tausend Freuden, wenn's Ihnen gut genug ist!" erwiderte Steffen. „Nebenan steht auch gerade eine Stube leer — die Wirthin hat den alten Flickschuster hinausgethan, weil er die Miethe nicht bezahlte, sondern sein Geld lieber vertrank. Aber freilich schaut's drüben auch nicht fein aus und paßt nicht für das Fräulein."

Ewald entgegnete jedoch, seine Schwester müsse sich's schon ein paar Wochen bis zum Schluß des Monats gefallen lassen, da könne er erst wieder Geld bekommen und seine Kasse sei jetzt schlecht bestellt.

Das war ein Grund den Steffen vollkommen zu

würdigen verstand. Das leer stehende Zimmer wurde sogleich besichtigt, für nothdürftig ausreichend befunden, die Wirthin herbeigerufen und mit ihr verhandelt. Sie war anfangs etwas mißtrauisch, denn es wollte ihr nicht zu Sinn, daß so vornehm aussehende Leute in ihrem Hause nach einem Unterkommen suchten, doch ließ sie endlich durch die Vorauszahlung einer Wochenmiethe sich zufrieden stellen und zu Vervollständigung des Geräthes in Gabrielens Zimmer sich bewegen.

Steffen machte sich auf den Weg, die Sachen der Geschwister sogleich herbeizuholen und versprach, dann in den Gasthof nach zu kommen, wohin sich Ewald begab.

Gabriele trat eben ihrem Bruder entgegen, als er zurückkehrte. Sie lächelte freundlich als er ihr von dem dürftigen Unterkommen erzählte, das er so eben für sie Beide vor der Hand ausgemacht hatte und erklärte sich damit einverstanden.

„Jetzt müssen wir aber auch darauf sinnen" — sprach sie, als sie sich mit Ewald an den Frühstückstisch setzte — „auf welche Weise ich so viel erwerben kann, daß ich einen Beitrag zur gemeinschaftlichen Haushaltung liefre. Du sagtest immer, ich sei nicht

ungeschickt im Zeichnen und Malen und namentlich die Blumen sind von jeher meine Freundinnen gewesen; vielleicht gelingt es mir, sie auf Porzellan eben so glücklich mit dem Pinsel neben einander zu fügen, als ich die natürlichen zu Strauß und Kranz gewunden habe. Ich will Steffen alle Geheimnisse seiner Kunst ablernen und zweifle nicht, daß ich in kurzer Zeit so weit sein werde, einen Theil seiner Arbeit zu übernehmen. O wie wollen wir den herannahenden öden Winter betrügen und in die kahlen Stuben einen bunten, milden Frühling zaubern!"

Ewald war zu beklommen auf die hoffnungsvolle Zuversicht der Schwester einzugehn, er sah stumm vor sich hin und zog oftmals die Uhr heraus bis Steffen anlangte und meldete, daß alles zum Einzug bereit sei. Er habe weder die schöne Frau noch die kleine Marion, sondern nur eine Aufwärterin zu Gesicht bekommen, wohl aber das Kind in der Stube jammern und weinen hören, als er die Koffer an der Thüre vorbeigetragen.

So begaben sich die Geschwister mit Steffen nach der neuen Wohnung. Die Straße kam Gabrielen heute viel enger und düstrer, die Häuser

viel unheimlicher vor als gestern, wo sie nicht sonderlich darauf geachtet hatte. Als sie vor dem Eintritte in das Haus die Augen empor richtete, wurde sie an vielen Fenstern Gesichter gewahr, die mit spöttischem, neugierigem Ausdruck auf sie herabsahn, hörte auch manche anzügliche Bemerkungen, die man einander zurief und die namentlich dem seidnen Kleide und modischen Hute galten. Auf den Stufen zum Laden hatten sich die sämtlichen Kinder der Hausbewohner aufgestellt und trieben es auf ihre Weise, doch nicht minder lästig und verletzend für die Ankömmlinge. Gabriele fühlte sich durch diesen Willkomm, von dem Ewald und Steffen, im Gespräch mit einander, nichts merkten, so beschämt und gedemüthigt, daß sie den Arm ihres Bruders losließ und in das Haus eilte.

Die Treppe herunter kam ihr die Wirthin entgegen und begrüßte sie auf eine Art, die wenigstens in Hinsicht auf Offenheit nichts zu wünschen übrig ließ: „ei da sind Sie ja schon, Mamsell und grad' so staatsmäßig angethan als wie gestern — Sie hawwe wohl kei Zeit gehabt heim zu gehn?"

Die Springfedern des Stolzes hatten ihre sonstige Schnellkraft verloren, der Empfang und die

unheimlich armselige Umgebung drückten Gabrielen vollständig nieder, sie ergriff die derbe Hand der Krämerin und sprach mit flehender Stimme: „liebe gute Frau, mein Aeußeres mag Ihnen zweideutig vorkommen, aber verdammen Sie mich nicht nach dem Scheine. Ich und mein Bruder suchen Zuflucht in Ihrem Hause; ich will nichts weiter, als in stillster Verborgenheit von früh bis spät ehrlich arbeiten, mir mein tägliches Brod zu verdienen, meines Bruders bedrängte Lage zu erleichtern. Sein Sie gütig gegen uns und schützen Sie mich vor unverdienter Kränkung!"

Die rührende Bitte verfehlte nicht einen günstigen Eindruck hervorzubringen. Um vieles freundlicher gestimmt, erwiderte die Wirthin: „na wenn's Ihne wirklich Ernst darum is und wenn Sie sich brav nähre, die Sonntagsfahn' nit am Alltag aufstecke, die Nas nit hoch trage, keine vornehme Besuch' bekomme und mir meine Mieth' ordentlich zahle; da werde wir uns schon gut vertrage, da soll sich keins in meinem Haus und in der ganzen Gaß unterstehn, Ihne oder dem Ihne Ihrige Herrn Bruder ein schief Maul zu ziehe, da verlasse Sie sich nur auf mich, nur auf die Frau Ziemlich."

Sie legte sogleich eine Probe ihres guten Willens und ihrer Macht ab, indem sie ein halb Dutzend Kinder, welche Gabrielen die Treppe hinauf dicht auf den Fersen folgten oder vorausgesprungen waren und sie von den obern Stufen herunter anstarrten, mit einigen Püffen und kräftigen Scheltworten zur eiligsten Flucht antrieb. Dann öffnete sie ihrer Begleiterin die Thüre zu der neu gemietheten Stube, welche durch Unsauberkeit der Dielen und Wände, wie durch einen Pechgeruch noch an den frühern Inhaber erinnerte.

Frau Ziemlich hielt dem versoffnen Flick-Schuster eine sehr unlöbliche Nachrede, entschuldigte sich, daß sie noch nicht Zeit gehabt habe, eine gründliche Reinigung vorzunehmen und entfernte sich mit dem Versprechen, dafür wie für einigen besseren Hausrath noch am nämlichen Vormittag Sorge tragen zu wollen.

Als sie allein war, eilte Gabriele alle Fenster zu öffnen, dann warf sie einen trostlosen Blick auf die widerwärtige Umgebung und sank in Thränen ausbrechend, auf ihren Koffer nieder, der schon in einer Ecke der Stube stand.

Ewald hatte inzwischen Steffen absichtlich zurück-

gehalten, um ihm das Nöthige unter vier Augen mitzutheilen, denn er wünschte, daß Steffen ihm nach Schiltigheim vorausgehe und sich für alle Fälle wenigstens in der Nähe des Kampfplatzes aufhalte. Steffen war über diese Nachricht so bestürzt, daß Ewald ihm nicht zutraute, das Geheimniß vor Gabrielen verbergen zu können und ihn bat, lieber jetzt schon sich auf den Weg zu machen. Der brave Bursche mußte aber erst seinem lange gehegten Argwohn und seinem jetzigen Grimm gegen den Polen in kräftigen Drohungen und Verwünschungen einigermaßen Luft machen, ehe er sich anschickte, dem Verlangen seines Freundes zu willfahren.

Am liebsten wäre Ewald gleich mit gegangen, denn er fühlte kaum Kraft genug, von seiner Schwester unbefangen Abschied zu nehmen. Doch es mußte sein.

Gabriele sprang auf als Ewald zu ihr in die Stube trat und lächelte ihn aus verweinten Augen an. Sie nannte sich selbst eine Thörin, ein verwöhntes Kind, daß der erste Eindruck einer ärmlichen Umgebung so niederschlagend auf sie habe wirken können. Doch sie versprach, sich nun besser zu beherrschen, vor keinem Menschen etwas der Art mer-

ken zu lassen und statt verzagt die Hände zu ringen, rüstig an's Werk zu gehn, daß die Wohnung schon um etwas freundlicher und saubrer aussähe, sobald Ewald vom Comtoir nach Hause käme. Ewald ließ sie im Wahne, daß er heute wie sonst an sein Geschäft gehe und lobte ihren Entschluß. Er sprach tief bewegt: „glaube mir, daß ich's am bittersten empfinde, Dich in diese armselige, Deiner unwürdige Lage gebracht zu haben. Ueberlege noch ein Mal, ob es nicht das Beste wäre, Du kehrtest so rasch als möglich in die Heimath zurück, welche Dir ja zu jeder Stunde offen steht."

„Hast Du mich so falsch verstanden?" fragte sie befremdet zu ihm aufschauend. „Ich dachte, zwischen uns bedürfte es nicht wiederholter Betheuerungen. Mein Loos ist an das Deinige so fest geknüpft, daß nur eine höhere Macht es davon lösen könnte. Laß Dich durch meine augenblickliche, kindische Schwäche nicht an mir irre machen, ich habe Muth und Freudigkeit auch das härteste mit Dir zu tragen. Glaubst Du nicht mehr daran?"

Ewald zog die geliebte Schwester an sich, sein Herz war zu gepreßt, er konnte ihr mit keinem Worte

die Gleichheit seiner Gesinnung versichern und wandte sich stumm von ihr.

Als er schon an der Thüre war, hielt ihn Gabriele noch ein Mal zurück und sprach erröthend, mit niedergeschlagnen Augen, sie müsse ihm noch eine Schwäche bekennen, ihn noch um eines bitten und als er ihr liebreich zugeredet hatte, ihm vollkommen zu vertraun, ließ sie den Kopf auf seine Schulter sinken und flüsterte: „die beiden Herren wollten heute abreisen, Du hast versprochen, sie zu besuchen — bringe sie nicht hierher, sage ihnen meinen Abschiedsgruß. Ich segne Lossow tausendfach dafür, daß er mir verziehn, daß er Gwinner gerettet hat — aber ihn wieder zu sehn vermag ich nicht!“

Ewald ahnte jetzt zum ersten Male was im Herzen seiner Schwester vorging, daß in diesen Worten das unendliche Weh einer hoffnungslosen Entsagung zitterte, er drückte einen Kuß auf das schmerzvoll gebeugte theure Haupt, dann riß er sich los und eilte fort.

Mit raschen Schritten ging er durch die schmale Gasse, erst wo sie sich um eine Ecke bog, wandte er den Blick noch ein Mal nach dem düstern Giebelhause, in dem jetzt Gabriele ganz einsam saß, mit ihrem

Gram in die kalten, öden Wände eingeschlossen. Und vom schrecklichsten was ihr drohte, hatte sie noch keine Ahnung. Wenn er nicht wiederkehrte, wenn dies der letzte Kuß gewesen, den er auf ihre Stirn gedrückt, wenn sie ihn nicht wiedersehn sollte, als um sich verzweifelnd über seine regungslose Brust zu werfen, jammervoll vergeblich sich bemühend das erloschne Leben auf seinen kalten Lippen mit ihrem Munde wieder wach zu locken — was dann erst? Alle Schauder und Qualen des Entsetzens stürmten gegen ihn an, als wollten sie ihn gewaltsam von dem eingeschlagnen Wege zurück und wieder zu der hindrängen, deren Schutz ihm heiligere Pflicht sein mußte, als das Gebot eines überspannten, aristokratischen Ehrengesetzes. Seinen Muth hatte er auf dem Schlachtfelde hinlänglich bewiesen um jedem Vorwurfe der Feigheit mit Selbstbewußtsein begegnen zu können. Aber es handelte sich ja hier nicht um seine, sondern um seiner Schwester Ehre, um ihren Ruf, den er gegen die Angriffe eines Verräthers und Verleumders vertheidigen mußte. Dafür hatte er den Handschuh hingeworfen. Wenn er sich jetzt dem Kampfe entzog, fiel der Makel mehr noch auf seine Schwester als auf ihn selbst zurück.

Das allgemeine Urtheil, herausgefordert durch die Vorfälle in dem Blumenladen, würde, wenn er heute von dem Duell zurückträte, das er selbst öffentlich veranlaßt und angenommen, in seiner Weigerung vielmehr ein Bekenntniß sehn, daß er für eine schlechte Sache nicht in die Schranken treten wolle und Ursache habe, den Ruf seiner Schwester nicht mehr als ein Stück seiner eignen Ehre anzuerkennen.

Dieser Gedanke schlug alle Ungewißheit und Zaghaftigkeit nieder und gab ihm seine feste Entschlossenheit zurück. „Falle ich, so falle ich für Gabrielen und mein Blut legt Zeugniß ab von ihrer makellosen Reinheit. Ich will aber nicht fallen. Die Gerechtigkeit wird meine Kraft verdoppeln, daß der Falsche nicht über mich triumphirt, daß er für seine Tücke heute büßen muß.“ —

Im Gasthofe wurde er auf seine Frage nach den beiden Herren erst an einen aristokratisch aussehenden Diener gewiesen, der ihn etwas nachläßig um den Namen bat und sich mit der Meldung nicht übermäßig beeilte. Die Herren begrüßten ihn zwar mit um so größerer Artigkeit und luden ihn ein, sich zu ihnen an den Frühstückstisch zu setzen, wenn aber Ewald nach den gestrigen Vorgängen eine gewisse

Herzlichkeit und Vertraulichkeit von ihnen erwartet hatte, so mußte er sich enttäuscht finden. Lossow war ernst und ziemlich wortkarg, Lichtenberg führte wohl die Unterhaltung so heiter als es mit der Stimmung seiner Gesellschafter sich vertrug, doch lag in seinem Blick und jeweiligen Zwinkern der glänzenden braunen Augen in der ein wenig seitwärts gehobnen Haltung des fein gebauten Kopfes und in einem leicht ironischen Zuge um die Lippen, der sich nicht vollkommen unter dem wohlgepflegten Barte verbarg, etwas abweisendes oder doch Zurückhaltung empfehlendes, wenigstens so oft er mit Ewald sprach. Wenn er sich hingegen an Lossow wandte, stimmte auch der Ausdruck seines klugen und gewinnenden Gesichts mit dem herzlichen Tone der Stimme überein.

Er sah jetzt nach der Uhr und sagte: „halb zehn; wir werden uns zur Promenade fertig machen müssen.“ Dann stand er auf, klingelte und fragte den eintretenden Diener: „hast Du die Pässe visiren lassen, Albert?“

Der Diener bejahte durch eine Verbeugung.

„Stelle den Pistolenkasten auf den Tisch und laß den Wagen vorfahren.“

Als der Diener sich entfernt hatte, öffnete Lichten-

berg das elegante Gehäuse und nahm eine der trefflich gearbeiteten Waffen heraus, auf denen der berühmte Name Kuchenreuter eingegraben war.

„Ich bin nicht mehr ganz mit ihnen zufrieden, seitdem sie percussionirt sind, ich finde man muß das Korn um eine Schwebung mehr nach rechts nehmen."

„Das ist mir auch so vorgekommen, als wir das letzte Mal schossen," erwiderte Lossow.

„Und eher etwas tiefer. Du hältst doch auf die Brust?"

„Nein, heute ziele ich nach dem Kopf und denke nicht zu fehlen. Am liebsten wären mir drei Schritt Barriere und feuern im vorwärts gehn."

Lichtenberg sagte zwar, er wolle es so verabreden, doch man merkte ihm an, daß diese gefährlichen Bestimmungen nicht nach seinem Wunsche waren.

„Eines erfüllst Du mir aber: Du ziehst eine andre, bis an den Hals heraufgehende, dunkle Weste an. Das kleinste Stück Hemd ist ein zu bequemer Zielpunkt. Nicht wahr, Du thust es mir zu Liebe?" Lossow gab der Bitte seines Freundes nach und ging in sein Zimmer.

„Ich wollte der verwünschte Handel wäre glücklich

zu Ende!“ wandte sich Lichtenberg an Ewald. „Lossow hat zwar ein sichres, scharfes Auge und eine eisenfeste Hand, er trifft bewunderswürdig, aber ich glaube, daß er einen gefährlichen Gegner hat.“

„Wolkonsky ist ein ausgezeichneter Schütze,“ erwiderte Ewald.

„Hoffentlich kommt er gar nicht zum Schuß, dafür werden Sie schon Sorge tragen, Herr Reisig.“

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde mein möglichstes thun und nicht nur aus Gefälligkeit gegen Herrn von Lossow,“ sprach Ewald, nicht ohne Empfindlichkeit darüber, daß man seine Sache ganz beiläufig behandelte und ihn selbst nur so weit beachtete, als er für Lossow eine Art von Schanzkorb abgeben konnte.

Ohne diese Gereiztheit zu bemerken, fragte Lichtenberg weiter: „Sie sind doch ein guter Fechter?“

„Im stoßen oder auf geradklingige Schläger brauche ich nicht leicht einen Gegner zu fürchten, aber den Säbel habe ich nur selten geführt.“

„Das ist unangenehm!“ versetzte Lichtenberg sichtlich bestürzt. „Mit Ihren Schulquarten werden Sie nicht viel gegen die wirbelnden, blitzschnellen Schwadronhiebe ausrichten, in denen die Polen Mei-

ster sind und wer den Säbel nicht zu handhaben gewohnt ist, schlägt in der Regel flach."

„Beruhigen Sie sich" — erwiderte Ewald — „ich werde mich durch den stürmischen Angriff nicht aus der Fassung bringen lassen und nicht vergessen, daß man flach anziehn muß, um scharf zu treffen. Ueberdies erwarte ich, daß auch mein Gegner so lange zu kämpfen beabsichtigt, bis einer von uns vollständig unfähig sein wird, weiter zu gehn und bitte Sie, in meinem Namen auf dieser Bedingung zu beharren. Ich bin durchaus nicht gesonnen, aus unserem Waffengang eine Art von herkömmlichem Scheingefecht zu machen. Der Haß zwischen uns sitzt zu tief, als daß er sich an ein paar leichten Fleischritzen genügen ließe. Sie sind, wie ich gehört habe zur Abreise bereit; sollte ich unterliegen, so erweisen Sie mir wohl den Gefallen, diesen Brief so bald als möglich an meinen Oheim gelangen zu lassen."

Lichtenberg nahm den Brief bereitwillig in Empfang und versprach in einem bei weitem ernsteren und achtungsvolleren Tone, jeden Wunsch Ewalds treulich zu erfüllen.

Jetzt kam Lossow zurück, der Diener meldete, daß der Wagen bereit stehe und erhielt die Weisung,

den Pistolenkasten hinunter zu schaffen und dem Kutscher erst vor dem Thore den Bestimmungsort zu nennen.

Die Fahrt im zurückgeschlagnen Wagen mit muntern Pferden auf der von Marktleuten verschiedenartig bunter Tracht belebten Straße, durch den sonnig klaren Morgen, den der Odem des Herbstes erfrischte, an den dunkeln Feldern hin, über deren neue Ackerfurchen zartes Gespinst sich silbern glänzend wob, unter dem noch dichten Laub der Platanen und Nußbäume, dessen bräunliches Gold mit dem blauen Himmel um die Wette funkelte, dem stolz hingebreiteten, leicht umschleierten Gebirgszuge entgegen, lud zu Heiterkeit und fröhlichem Genuß des Lebens. Fernes Jauchzen und Knallen von Gärten und Bergen her verkündete, daß das ersehnte Jubelfest des Rheinlandes, die Weinlese, schon begonnen hatte. Doch alles das vermochte nicht die Stimmung der jungen Männer in dem rasch hinrollenden Wagen zu heben, ihnen einen froh ausschauenden Blick abzugewinnen. Sie saßen still in sich gekehrt, schon befangen vom beängstigenden Druck der herannahenden Stunde, keiner versuchte ihn durch eine heitre Ansprache an die Gefährten noch auf Minuten hinweg zu bannen.

Als sie am bestimmten Orte angelangt waren,

gingen Lossow und Lichtenberg sogleich in den heute vollkommen vereinsamten Garten. Ewald suchte erst Steffen auf, fand ihn an der Thüre des Gasthofes und bat ihn, bis zum Ausgang der Sache hier zu warten. Steffen war ganz niedergeschlagen, er meinte, er könnte doch nicht zusehn, ohne dazwischen zu springen und den Polaken nieder zu würgen, dann bat er Ewald, nicht viel Federlesens zu machen, sondern drauf los zu haun, wie auf alt Eisen.

Ewald erwiderte: „daran will ich's nicht fehlen lassen, aber dennoch, wenn ich den Kürzern ziehn und unterliegen sollte, so verlasse ich mich auf Dich. Ich habe veranstaltet, daß mein Oheim sogleich Nachricht erhält, bis er kommt oder schreibt was geschehn soll, sorgst Du für Gabrielen, tröstest sie, hältst sie aufrecht, schützest sie. Das versprichst Du mir und ich weiß, daß ich mich auf Dich verlassen kann!"

Steffen war keiner Antwort mächtig, doch sein Händedruck sagte genug.

Als Ewald seine Gefährten wieder erreicht hatte, hielt eben ein Wagen vor dem Garteneingang und

Wolkonsky, Beauregard und zwei andre Herren stiegen aus.

Die Parteien begrüßten sich ceremoniell, die beiden unbekannten Herren wählten einen Gartentisch, ihre chirurgischen Werkzeuge darauf auszubreiten, Lichtenberg und Beauregard verabredeten die Bedingungen.

Der Kiesboden des Rondeels war vollkommen geeignet, den Kämpfern hinlänglichen Raum zu gewähren, durch Strauchwerk abgeschlossen und durch Bäume vor den blendenden Sonnenstrahlen ziemlich geschützt. Außerdem wurde das Gartenthor verriegelt und nach der Seite des Gasthofes hin sollte der Diener Lichtenberg's Wache stehn, um jeden Unberufenen fern zu halten.

Lichtenberg's Pistolen wurden für gut befunden, von den Sekundanten geladen und bereit gelegt. Beauregard hatte zwei blinkende, bis zur Spitze scharf geschliffene Reitersäbel mitgebracht, die vollkommen gleich waren und vortrefflich in der Hand lagen. Er ließ Ewald einen davon wählen und reichte dann den andern Wolkonsky hin.

Wolkonsky prüfte die Schärfe, nahm die Waffe und schlug mit bewundernswürdiger Kraft und Ge-

wandtheit ein paar Hiebe, daß die Luft pfiff. Er lächelte zufrieden und wandte sich an Beauregard mit der Bitte, vor Beginn noch ein paar Flaschen Wein und Gläser herbeischaffen zu lassen. Mit gedämpfterem Tone setzte er dann hinzu: „Ich habe Durst, mein Freund, darf aber nicht eher trinken, als bis mein Gelübde erfüllt ist. Indessen wollen wir nicht lange dürsten; ich bin vortrefflich aufgelegt, hinter einander weg den Demokraten wie den Aristokraten nach Würden zu bedienen. Habe ich das Hülf-Corps erst aus dem Felde geschlagen, dann soll mir die schutzlose und verzweifelnde Spröde nicht lange mehr widerstehn. Also frisch an's Werk, mein Freund! Nimm keine engere Mensur, als die Einfassung des Rondeels bietet, denn ich brauche Raum und mag nicht wie mit einer Kette am Fuße fechten, nach Art der schläfrigen Deutschen; spring' auch nicht eher ein, als bis ich Dir zurufe."

Der Wein war von dem Diener herbeigeholt und auf den Tisch gestellt worden, um welchen gestern die Gesellschaft Herren und Damen gesessen hatte und auf dem heute Lanzetten, Sonden, Aderlaßschnepper, Compressen und Verbandstücke lagen. Die beiden Wundärzte schenkten sich inzwischen ein,

zündeten Cigarren an und betrachteten mit anatomischem Wohlgefallen die beiden Gegner, die eben Röcke, Westen und Halstücher ablegten.

In der That konnte man zweifeln, welchem der Preis männlicher Kraft und Schönheit gebüre.

Ewald war merklich größer, seine Gestalt machte, bei vollkommenem Ebenmaß des Gliederbaues und tüchtigster Gesamtausbildung, die sie beharrlichen Uebungen auf Fechtboden und Turnplatz verdankte, doch noch den Eindruck jugendlicher Schlankheit. Er entwickelte sich eben zur vollen Männlichkeit, man konnte ihn unter Jünglingen für einen Mann, dem Polen gegenüber aber noch für einen Jüngling halten. Wolkonsky, mindestens zehn Jahre älter als Ewald, prangte in der Reife uud stand auf der Höhe der Manneskraft. Sein von Natur geschmeidiger, im Waffendienst von der Knabenzeit an geschulter und abgehärteter Körper zeigte an der überwiegenden Schulterbreite und Brustwölbung, daß er nach Sitte seines Volkes mehr gewohnt war vom Roß herab mit Lanze und Säbel zu fechten, weniger geschickt und ausdauernd zu dem was der Fußkampf erfordert. Auch das schwelgerische Leben, das er zwischen seinen Kriegszügen geführt hatte, konnte

nicht ohne Einfluß geblieben sein. Dennoch war seine Ueberlegenheit an Kraft und in Führung der Waffe schon vor Beginn des Kampfes den Zuschauern fast zweifellos und erfüllte Ewalds Freunde mit Besorgniß.

Die Feinde standen einander gegenüber, die blanken Waffen in der Hand. Aus Wolkonsky's Augen funkelte tödtlicher Haß und Siegesgewißheit, Ewalds Blick war kühn und fest, aber mit leidenschaftsloser Ruhe auf den Gegner gerichtet. Die Sekundanten hatten ihre Stellung über Kreuz genommen und streckten ihre Säbel vor, bis Beauregard die Losung zum Beginn des Kampfes gab.

Wolkonsky drang mit einem Sprunge auf Ewald ein und ließ seine Klinge so pfeilgeschwind von allen Seiten her nach Kopf und Brust des Feindes schwirren, daß es den Umstehenden kaum möglich war, mehr als ein Schimmern und Blitzen, bald von da, bald von dort zu unterscheiden. Ewald's Auge und Hand folgten jedoch und begegneten dem stürmischen Angriffe mit gleicher Hurtigkeit und Gewandtheit. Unerschütterlich auf seinem Platze und nur in kurzer Wendung dem unaufhörlich ihn umkreisenden Gegner stets die Stirne bietend, dachte er vorerst an

nichts weiter, als sich zu decken und fing jeden Hieb gelassen ab. Erst den vom wirkungslosen Angriff abstehenden und sich zurückziehenden Feind überraschte er mit einem so unvermuthet und kräftig geführten Streiche, daß die gegnerische Klinge nicht widerstehn konnte, sondern bei Seite geschlagen wurde und der Pole selbst nur durch einen raschen Sprung der verderblich vor ihm niedersausenden Waffe entgehn konnte. Doch im Augenblick war er wieder kampfbereit und ging von neuem mit dem nämlichen Ungestüm auf Ewald los. Jetzt war auch Ewald's Klinge nicht minder thätig zum Angriff als zur Abwehr, jetzt folgte er dem Gegner auf Schritt und Tritt und da er demungeachtet die kaltblütige Selbstbeherrschung unausgesetzt bewahrte, gelang es ihm nicht nur sich selbst zu decken, sondern auch den Polen mehr als ein Mal, obschon nur leicht und mit flachem Hiebe zu erreichen.

Die Kämpfer ermatteten allmälig vor der ungeheuern Anstrengung und die Sekundanten hielten es für räthlich, einzuspringen.

Beauregard flüsterte seinem erschöpften und athemlosen Freunde zu: „ich habe nie einen schönern Kampf gesehn. Du bist dem Deutschen in

der Waffe überlegen, doch er parirt meisterhaft und seine Kaltblütigkeit ist bewundernswürdig. Seine Hiebe sind nicht sehr gefährlich, denn sie fallen meist flach, nur vor der Terz nimm Dich in Acht, daran merkt man, daß er besser stößt als haut."

„Ah bah!" erwiderte Wolkonsky wegwerfend. „damit richtet er nichts aus, über seine Schulterzen lache ich, sie sind so doctrinär, wie die ganze Deutschmichelei. Aber seine flachen Hiebe soll er mir bezahlen."

„Wenn Du ihn aus seiner Ruhe bringen kannst."

„Das kann geschehn!" lachte der Pole höhnisch. „Gieb mir ein Glas Wein, ich verschmachte. Mein Gelübde will ich nachher einlösen."

Er leerte ein paar Gläser hinter einander, dann ließ er sich noch eins voll schenken und sprach laut genug, daß sein Gegner es hören mußte: „komm, Freund Beauregard, stoß mit mir an. Es leben alle Schönen, die uns beglücken und obenan die Stolzen, die bei Tage gegen uns spröde thun und eher nach dem Messer greifen als einen Kuß gestatten, aber bei stiller Nacht, in unsern Armen, die Maske der Scheinheiligkeit lachend von sich werfen und unersättlich nach Küssen lechzen!"

Ewald, der zwischen seinen Freunden stand, erbebte und erbleichte bei diesen Worten. „Genug des neuen Schimpfes!“ rief er wuthknirschend. „Zu den Waffen!“

Lichtenberg mahnte ihn vergeblich, seine Ruhe zu bewahren, Lossow bat dringend: „beherrschen Sie sich. Die schamlose Verleumdung kann Ihre Schwester nicht erreichen; das weiß der Elende recht wohl, seine Tücke zielt nur darauf ab, Sie zu reizen und außer Fassung zu bringen.“ Wolkonsky lachte laut auf und hielt sein Glas in die Höhe: „willst Du mir nicht Bescheid thun, so trinke ich allein!“ Er schüttete den Wein hinab, dann griff er nach dem Säbel und rief: „nun wieder vorwärts, Beauregard!“

In seinem Grimme war Ewald den Warnungen seiner Freunde unzugänglich, er dachte nicht mehr an seine eigne Vertheidigung und stürmte wie rasend gegen den Todfeind an. Seine Augen schossen Blitze, all seine Muskeln streckten und spannten sich auf's Aeußerste, seine Gestalt wuchs und hob sich, mit verzehnfachter Kraft zischten und pfiffen seine Hiebe unabläßig von oben herab, von rechts und links auf den Gegner ein, daß es schien, als schwänge

seine Faust mehr als eine Klinge, als ob ringsum die Häupter der Kämpfenden ein Wetterleuchten zuckte.

Die Sekundanten, Lossow, selbst die Aerzte standen regungslos, die Blicke unverwandt auf den furchtbaren Kampf gerichtet, den Ausgang mit klopfendem Herzen erwartend.

Es war als hätten die Gegner ihre anfängliche Fechtart mit einander getauscht. Wie vorher Ewald so beschränkte sich jetzt Wolkonsky auf die Vertheidigung gegen den gewaltigen, betäubenden Angriff. Doch behauptete der Pole nicht stolz aufrecht und ohne einen Fuß breit zu weichen, seinen Platz, sondern Arm und Oberkörper möglichst weit vorgestreckt, den Kopf unter dem Schirm des Säbelgefässes in hoch erhobner Faust, nach allen Seiten hin kurz und behend parirend, zog er sich langsam im Kreise, geduckt und lauernd, vor dem anstürmenden Feinde zurück. Er beabsichtigte offenbar, die Kraft seines Gegners zu erschöpfen und ließ manche Blöse, die dessen Hitze ihm bot, unbenutzt — vielleicht um ihn sicherer zu machen, vielleicht um die Gefahr eines gleichzeitigen Gegenhiebes zu vermeiden.

Endlich schien Ewald zu ermatten, man merkte

es an seinen rascheren Athemzügen, an den gewaltsamern, schon mehr aus dem ganzen Arme, statt nur aus dem Handgelenk geschleuderten Streichen. Wolkonsky war gleichfalls erschöpft von der angestrengten Abwehr, doch er beschloß, den günstigen Augenblick zu benutzen und dem Kampfe ein Ende zu machen. Ewald auf's äußerste gereizt durch die Fruchtlosigkeit seiner Angriffe, raffte sich zusammen und führte weit ausholend von oben herab einen furchtbaren Hieb, doch seine Klinge sauste widerstandslos durch die Luft und riß, in der Wucht des Schwunges, den Arm mit sich nieder. Wolkonsky war mit einem raschen Sprung nach rückwärts ausgewichen, doch eben so rasch drang er wieder vor, richtete sich in seiner ganzen Größe auf, hob den Arm hoch empor und zielte nach dem unbeschützten Haupte seines Feindes. Ewald sah die Gefahr zu spät, er hatte nicht mehr Zeit genug, die Faust zu heben und sich zu decken, er konnte nur noch seine Waffe wenden und die letzte Kraft aufbieten, von unten hinauf durchziehend nach der bloß gegebnen Brust Wolkonsky's schlagen.

Der Säbel des Polen schwankte einen Augenblick, dann schmetterte er herab und von einem Blut-

strom über Stirn und Wangen übergossen, stürzte Ewald zu Boden. Die sämtlichen Umstehenden sprangen herzu und suchten ihn aufzurichten, doch er hatte die Augen geschlossen und lag starr und regungslos.

Er wurde rasch auf eine Bank getragen, die beiden Aerzte bemühten sich um ihn, der eine sondirte die Wunde, der andre suchte durch Compressen das an verschiedenen Stellen aufspritzende Blut zu stillen. Lichtenberg und Lossow erwiesen sich hülfreich wie sie konnten und fragten voll bekümmerter Theilnahme, wie es stünde. Der Arzt, der die Sonde führte, schüttelte bedenklich den Kopf: „der Hieb ist schräg gegangen, sonst hätte er den Kopf gespalten, aber dennoch hat er mehrere Arterien verletzt, die Cutis, die Galea, das Pericranium durchgeschlagen, an dieser Stelle ist er sogar bis in den Schädelknochen eingedrungen. Eine bedeutende Gehirnerschütterung, daher die Bewußtlosigkeit, eine höchst gefährliche Verwundung, die Prognose ungünstig. Unterbinden wir vor allem die Arterien!"

Während Alle sich um Ewald beschäftigten, war Wolkonsky an seinem Platze unbeweglich stehn geblieben. Er schaute nicht triumphirend nach seinem

Opfer hinüber, er stützte sich auf seine Waffe, preßte die Lippen zusammen nnd drückte die linke Hand krampfhaft auf seine rechte Brust. Mit gedämpfter Stimme rief er seinen Freund herbei und fragte nach dem Zustand Ewalds. Ein höhnisches Lächeln zuckte um seinen Mund, als er den Bericht gehört hatte, dann sprach er: „noch ein Glas Wein, jetzt darf ich in vollen Zügen trinken!“

Als er es empfangen hatte und hastig leerte, bemerkte Beauregard, daß hellrothes Blut das Hemd an der Seite färbte.

„Bist Du verwundet?“ fragte er.

„Es ist nichts!“ antwortete Wolkonsky mühsam abgebrochen. „Eine Schulterz, vor der Du mich gewarnt. Ich frage nichts danach.“

„Doch — Du wirst blaß — Du wankst!“ erwiderte Beauregard besorgt.

„Still davon, kein Wort! Aber geschwind, sage dem Herrn von Lossow, ich verlange jetzt von ihm Genugthuung — er soll sich augenblicklich mir gegenüberstellen — ich schieße mit der linken Hand — aber ich will ihn dennoch treffen — mitten in's Herz.“

Wolkonsky's Augen wurden gläsern, seine Wangen todtenbleich, er stützte sich so fest auf den Säbel,

daß die Klinge sich bog und sprang und er mit einem dumpfen Schmerzenslaut zu Boden sank.

Auf den Hülferuf Beauregard's eilte der jüngere Arzt von Ewald weg auf Wolkonsky zu, kniete neben ihm nieder, untersuchte die Wunde, fühlte den Puls horchte auf das Athmungsgeräusch und rief dann seinem ältern Collegen zu, dessen Assistent er war: „scharfrandige Wunde auf der rechten Seite — dringt ein zwischen der dritten und vierten Rippe — die Pleura, die Lungensubstanz verletzt.“ —

Der ältere Arzt, noch eifrig um Ewald bemüht, gab die nöthigen Anweisungen. Gegen Lossow und Lichtenberg sich wendend zuckte er die Achseln und sprach: „dort ist die Prognose noch ungünstiger als hier; hier kann gute Pflege und Eis helfen, dort liegt wahrscheinlich ein Todescandidat!“

Während Ewald zuerst vorläufig in den Gasthof gebracht und von dem dort harrenden Steffen mit lautem Jammern empfangen wurde, schaffte man Wolkonsky in ein benachbartes leeres Gartenhaus. Dort blieben die Aerzte und Beauregard zu seiner Pflege. Lossow und Lichtenberg verließen den Ort, nachdem sie ihren Diener angewiesen hatten, noch

eine Zeit lang zu bleiben und ihnen dann weitere Nachricht nach Straßburg zu bringen.

Abends, zu verschiedner Zeit, fuhren die Wagen mit Beauregard, Steffen und den beiden Verwundeten, Schritt vor Schritt nach der Stadt zurück.

Wochen waren vergangen, ein trüber Himmel hing über der Stadt Straßburg so tief herab, daß er die Spitze des Münsterthurms ganz verhüllte, daß die schlanken Säulen und Stäbe nur unbestimmt schattenhaft emporstiegen und ohne Abschluß im grauen Nebel verschwammen. Langsam und spärlich streute das Gewölk feine Flocken herunter, die nur allmälig die braunen Ziegeln der hohen Dächer und die dunklen Pflastersteine mit zarten weißen Linien einfaßten. Mit tausendstimmigem zänkischem Geschnatter den ersten Schnee verkündend zogen Schwärme von Krähen eilig durch die Luft, das Heer der Schornsteine brachte dem die Herrschaft antretenden Winter ein allgemeines Rauchopfer dar, nirgends sah man noch plaudernde Gruppen der Mägde und Frauen um die Brunnen oder an den offnen Haus-

thüren, sondern die Menschen schritten nur geschäftsmäßig und hastig durch die Straßen.

Ganz gegen seine frühere rüstige Art trat heute unser Freund Steffen aus dem Hause. Ein Kästchen unter dem Arme tragend ging er langsam und selten ein Mal kummervoll emporschauend seines Weges. Und doch hätte er mehr Ursach gehabt, seine Schritte zu beschleunigen, als die Meisten, die ihm eilig begegneten oder ihn überholten, denn sein kurzer, abgetragner Sommerock nebst den weiten Leinwandhosen aus der Turnerzeit waren schwache Bundesgenossen gegen die Angriffe des schneidenden Ostwindes und sein Weg ging kreuz und quer, am Fluß hin, über Brücken und zugige Plätze bis nach verschiedenen, fern von einander liegenden Enden der Stadt.

Die Zielpunkte von Steffen's Wanderung waren einige kleine, unansehnliche Vorstadtläden, in denen zwischen buntscheckigem und verstaubtem Kram, neben Puppenköpfen und Wichsschachteln, grobem Kinderspielzeug und dergleichen, auch Porzellan- und Glaswaren der gewöhnlichsten Art feil geboten wurden. Steffen hielt sich aber in keinem dieser Läden lange auf und so oft er heraustrat, zeigten seine immer

düstrer werdenden Mienen, daß er nirgends gute Geschäfte gemacht hatte. Endlich wandte er sich wieder mehr nach dem Mittelpunkte der Stadt und langte an einer Ecke des Münsterplatzes an. Hier blieb er vor den großen Schaufenstern eines anspruchsvolleren, neu hergestellten Verkaufsgewölbes stehn, hinter welchen eine kostbare Auswahl buntfarbiger und krystallklarer geschliffner Gläser, reich vergoldeter und fein gemalter Porzellangefäße von allen Gattungen geschmackvoll aufgebaut prangte. Ganz bescheiden in einer Ecke stand eine große Frühstückstasse, auf welcher der Maler sich mit einer Art von historischen Komposition versucht hatte. Ein junger Mann im Freischärlertracht und Bewaffnung stellte sich dar; er hob den Arm wie befehlend. Ihm zur Seite lag unter einem Baum an einem Wachtfeuer schlafend ein Mädchen in ähnlicher Tracht; Gebüsch und in der Ferne ein Zug grüner Berge schlossen das Bild ab. Etwas charakteristisch ausdrucksvolles ließ sich den Gestalten nicht absprechen, doch die Zeichnung war im ganzen steif und mangelhaft, die Perspective unrichtig, es fehlte an jeder feineren Durchbildung der Formen und die grell aufgetragenen Farben konnten weder für künstlerisch noch für ele-

gant gelten. Zu Seiten der Tasse lehnten zwei Pfeifenköpfe, den Mustern von Nelke und Rose getreulich, wenn auch etwas geschickter nachgebildet, welche in dem Bache in der Nähe des hohen Hauses damals ein klägliches Ende gefunden hatten.

Steffen's Blick wurde nicht heitrer, als er diese Erzeugnisse seiner Kunst noch immer den alten Platz einnehmen sah. Er blieb eine Weile unschlüssig davor stehn, bis er es wagte, die Thüre zu öffnen und in den Laden einzutreten.

Der Empfang, der ihm zu Theil wurde, rechtfertigte allerdings seine Zaghaftigkeit.

Eine noch ziemlich junge und hübsche Frau, deren Gesichtsbildung nicht minder als die Sprachbetonung augenblicklich die Französin erkennen ließ, rief Steffen schon lebhaft entgegen: „ah Sie kommen, mein Herr, Ihre Malereien wieder abzuholen? Sie haben sich überzeugt, daß sie hier ganz und gar nicht am Platze sind?“

„Ach nein, Madame Hartknoch“ — erwiderte Steffen sehr kleinlaut — „ich wollte mich nur ein Mal erkundigen, ob noch Niemand sie wenigstens angesehn und nach dem Preis gefragt hat.“

Die Französin lachte spöttisch: „O sehr viel

Mensch bleiben stehn und bewundern die Eleganz und den Geschmack unserer Exposition bis sie vor Ihre Malereien kommen, da verziehn sie den Mund und gehn davon. Sehr viele Mensch, vornehme Damen und Herren sind schon eingetreten, haben mir gesagt Schmeicheleien über das neue Arrangement und haben gekauft. Noch vor einer Stunde war ein Colonel da mit seiner Gemahlin und ließ sich Ihre Tasse zeigen. Ich dankte schon dem Himmel für den schlechten Geschmack des Herrn, doch die Dame sah ihn ganz erstaunt an und sagte: „mais c'est affreux, mon ami!“ Dann deutete sie nach den Pfeifenköpfen und fragte, wozu das diene. Ihr Gemahl erklärte ihr das und beide lachten sehr und der Colonel fragte mich, ob wir auch hätten Tabak zu verkaufen. Oh, mein Herr, ich bin roth geworden vor Scham und habe Ihre Malereien verwünscht bis nach Cayenne.“

Steffen legte keine Spur von gekränktem Künstlerstolze an den Tag, er suchte die Dame zu besänftigen und durch demüthige Bitten zu bewegen, daß sie den Schaustücken nur noch ein paar Tage den Platz gönnte, vielleicht fände sich doch noch ein Liebhaber dafür. Daß Herr Hartknoch ihm dies bestimmt ver-

sprochen habe, darauf wagte er nur leise hinzudeuten und erregte dennoch dadurch den Aerger der reizbaren Französin auf's neue. Sie schalt Monsieur 'artnoh's — wie sie den Namen ihres neuvermählten Gatten sich mundrecht machte — übertriebne Gutmüthigkeit und Sorglosigkeit und erklärte unwiderruflich, daß sie die Arbeiten Steffen's, die sie an den schauderhaften frühern Zustand des Gewölbes vor ihrer Verheirathung erinnerten und dahin, doch nicht in die jetzigen eleganten Schaufenster paßten, nur noch bis morgen Abend, wo die Ausstellung gewechselt werden solle, dulden könne."

Steffen seufzte und ergab sich so niedergeschlagen in den Ausspruch, daß er dadurch den Zorn der Frau Hartknoch entwaffnete. Sie fragte ihn etwas freundlicher, ob er neue Arbeiten bei sich habe und forderte ihn auf, sie ihr zu zeigen.

Er öffnete schweigend das Kästchen, das er bei sich trug und stellte ein paar gemalte Teller, Tassen und Schälchen vor die gestrenge Richterin; die Pfeifenköpfe ließ er wohlweislich unausgepackt.

„Ah Sie haben meinen Rath befolgt, Sie machen Fortschritte. Diese Blumen sind bei weitem leichter und zierlicher entworfen, es fehlt nur noch die Grazie

die Koketterie, die wahre Eleganz und die Farbe ist noch viel zu trüb und matt."

„Würden Sie die Sachen kaufen wollen?" fragte Steffen schüchtern.

„Wo denken Sie hin? Nicht kaufen und nicht ausstellen, nur bei passender Gelegenheit mit vorlegen. Sehn sie diese Pariser Teller und niaiseries an und überzeugen Sie sich, wie weit Sie dagegen noch zurückstehn!"

Steffen faßte sich ein Herz und sagte: „Sie könnten mir eine große Wohlthat erweisen, wenn Sie mir wenigstens einige Franks auf die Sachen borgten — ich bin sehr in Noth."

Die Miene der Ladenbesitzerin verfinsterte sich wieder, sie sprach: „wenn Monsieur 'artnoh darauf eingehn will, mag er's thun. Lassen Sie die Sachen da und fragen Sie morgen wieder nach!"

Steffen empfahl sich und ging so kummervoll als er gekommen war.

Vor der Thüre überlegte er, ob er mit seinen Pfeifenköpfen, die er noch im Kästchen hatte und die, von ihm selbst gemalt, abermals Nelke und Rose, darstellten — die Malereien, welche Frau Hartknoch's größern Beifall errungen hatten, waren Gabrielen's

Erzeugnisse — es noch in einem andern vornehmen Porzellanladen versuchen sollte.

Er schritt um den Münster herum nach der entgegengesetzten Seite des Platzes, kam bis an sein Ziel, als er jedoch durch die großen Spiegelscheiben hindurch mehrere Damen und Herren in Kaufunterhandlungen mit ein paar modischen Commis erblickte, entfiel ihm der Muth hier anzufragen, er kehrte wieder um und schlug den nämlichen Rückweg nach Hause zu ein.

Als er abermals an den Häusern des Platzes hinging, öffnete sich die Thüre von Frau Bertrand's Gewölbe und Marion sprang auf ihn zu mit dem Rufe: „freilich ist er's, mein guter Freund Steffen! O kommen Sie, treten Sie ein, Sie haben gewiß Nachricht und wie sehne ich mich, von Gabrielen etwas zu hören!“

Die Kleine faßte Steffen's Hand, zog ihn in das Gewölbe und bestürmte ihn mit Fragen nach Gabrielens jetzigem Aufenthalt und nach ihrem Wohlergehn.

Hortense saß an ihrem Schreibpult, mit Correspondenzen beschäftigt, und erwiderte den Gruß des

Eintretenden sehr frostig. Sie hatte sich überhaupt nicht unmerklich verändert. Ihre blühende Farbe war zu einem durchsichtigen Anhauch von Röthe hingeschwunden, ihre vollen Lippen erschienen nicht mehr lachend aufgeschürzt, sondern fester geschlossen, ihre sonst so muntern Augen größer und ernster, doch hob sich die Gestalt unter der eng anliegenden, mit Pelzwerk verbrämten, dunklen Schoosjacke nicht minder reizend als ehedem.

Steffen war zu erfreut über Marion's Empfang und zu sehr überrascht von ihren Fragen, als daß er Hortense's bedeutungsvollen Wink beachtet hätte. Er antwortete treuherzig: „ei, Sie haben wohl gar gedacht, Fräulein Gabriele und Herr Ewald wären fortgereist? Du mein Gott, da wissen Sie wohl gar nicht, daß Herr Ewald am Tode gelegen hat, daß Fräulein Gabriele nicht von seiner Seite gewichen ist und daß es ihm erst seit voriger Woche wieder besser geht?“ Aus Marion's Augen sprach das lebhafteste Erstaunen: „Gabriele ist hier? Ach ich habe ja hundert Mal gesagt, sie konnte nicht fortgehn, ohne Abschied von mir zu nehmen!“ Dann wandte sie sich vorwurfsvoll an ihre Mutter: „Und doch hast Du mir immer versichert, sie sei weit fortgereist, sie

kümmre sich nicht mehr um uns — o es war sehr unrecht von Dir, mich so zu täuschen!"

„Das habe ich Dir gesagt, mein Kind," erwiderte Hortense, „weil ich den Umgang zwischen uns gänzlich abbrechen wollte, denn Gabriele und ihr Bruder haben meine Wohlthaten mit Undank vergolten und mich tödtlich beleidigt."

„Durftest Du mir darum die Unwahrheit sagen?" versetzte die Kleine heftig. „Gabriele ist stets so lieb und gut gegen mich gewesen, sie hat sich so viel Mühe gegeben, mich zu belehren und zu bessern und ich liebe sie so zärtlich, ach so unaussprechlich zärtlich dafür! Jetzt hat sie Wochen lang am Krankenbett gesessen, hat sich gesorgt und gegrämt und Niemanden gehabt, der sie unterstützt, der mit ihr geplaudert und sie erheitert hätte. Nicht wahr sie hat mitunter auch von mir gesprochen?"

„Wie oft und ich merkte ihr an, daß sie sich recht sehr nach Ihnen sehnte. Wenn ich mich aber erbot, Sie zu holen, das heißt Madame Bertrand um Erlaubniß zu bitten, dann schüttelte Fräulein Gabriele den Kopf und meinte, das ginge nicht an."

„Eine solche Bitte wäre auch vergeblich gewesen" — fiel Hortense erregt ein — „ich würde diese Er-

laubniß unter keiner Bedingung gegeben haben. Diese listige Heuchlerin hat mich schon unglücklich genug gemacht und ich sollte dulden, daß sie mich auch noch aus dem Herzen meines Kindes ganz und gar verdrängte? Nimmermehr!"

Marion eilte auf ihre Mutter zu, umschlang ihren Nacken, herzte und küßte sie und flüsterte ihr in's Ohr: „Dich verdrängen, — mein geliebtes, theures, schönes Mutterle hier fort aus meinem Herzen? Fühl' ein Mal her — nicht wahr es klopft noch? Dann weißt Du auch wer drinnen sitzt auf einem goldnen Thron und mich auf seinem Schoos hält und in seinen Armen und mich immer so sacht hin und wieder schaukelt, wie unsre große Porzellan-Pendule tiktak macht."

Hortense überhäufte ihr Kind mit Liebkosungen.

Marion fuhr eben so leise fort: „wenn Du's aber weißt, darfst Du auch nicht eifersüchtig sein. Gabrielen liebe ich, weil sie gegen Alle so stolz ist und gegen mich so gut. Du bist eben so schön und noch viel gütiger gegen mich und schiltst mich nie und thust mir zu Gefallen was Du mir an den Augen absiehst, aber um das alles ist es nicht, Dich

liebe ich weil — ja ich kann nicht sagen warum — weil mir das Herz so schlägt."

„O Du süßer, holder, einziger Schatz!" rief Hortense leidenschaftlich und preßte des Kindes Lockenkopf an ihre Brust.

„Jetzt bist Du wieder mein herziges Mutterle!" frohlockte die Kleine, „und jetzt schlägst Du mir auch eine Bitte nicht ab. Laß mich zu Gabrielen gehn und Abschied von ihr nehmen. Wir reisen ja in ein paar Tagen von hier fort, ich werde sie vielleicht im ganzen Leben nie wiedersehn und wenn ich dächte, daß sie mich für undankbar hielte, könnte ich niemals froh werden, müßte in einem fort weinen. Nicht wahr Du schlägst mir meine Bitte nicht ab?"

Hortense schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile, dann fragte sie nach der Wohnung und nach den Verhältnissen der Geschwister.

Steffen gab bereitwillig Auskunft und erzählte, daß Ewald am Tage des Duells im Hause der Frau Ziemlich eingemiethet habe, daß er noch bewußtlos dahin gebracht worden sei. Gabrielen's Verzweiflung beim Anblick des mehr einem Todten als einem Lebendigen gleichenden Bruders sei herz-

zerschneidend gewesen. Auf die Ermahnungen des Arztes sich zu fassen und noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, habe sie sich aber dann wunderbar zusammen genommen und keinen Ausbruch von Schmerz über ihre Lippen, keine Thräne aus ihren Augen kommen lassen, sondern Tag und Nacht still und rastlos neben dem Lager gewaltet, den glühenden Kopf des Kranken mit Eis gekühlt, seine dürren Lippen gelabt, kein Auge von ihm verwandt, Decke und Kissen geordnet, Arznei gereicht, aber kaum ein Mal ein Wort gesprochen und auch dies so leise und abgebrochen, als könne sie es kaum aus der beklommnen Brust hervorbringen. Erst nach vielen Tagen, hätte sie auf's äußerste erschöpft dulden müssen, daß er sich in die Pflege Ewald's mit ihr getheilt.

Mit lebhafter Spannung war Hortense Steffen's schlichter Schilderung gefolgt, sie wiegte langsam den Kopf, ein bittres Lächeln verzog ihren Mund und mehr für sich als zu den Andern sprach sie: „o das sieht ihr ähnlich und wenn sie verzweifelnd mit dem Tode ringt, kein Laut der Klage, kein Ruf um Hülfe kommt über ihre Lippen, stolz und kalt sinkt sie schweigend zusammen.“

„Ach nein, Madame Bertrand“ — erwiderte Steffen — „da thun Sie Fräulein Gabrielen Unrecht. Hätten Sie gesehn, wie sie in Thränen ausbrach und die Hände faltete, als der Arzt zum ersten Male sichre Hoffnung gab, wie sie mit Engelsgeduld jeder Laune des Kranken sich unterwarf, ihn so sanft und liebreich aus seiner ungestümen Trostlosigkeit aufrichtete, wie standhaft und gottvertrauend sie bei jedem Ungemach blieb, das nun über uns kam, alle Entbehrungen heiter erträgt, an die sie ja nicht gewöhnt ist wie unsereins, wie sie unermüdlich arbeitet und aus jeder Noth noch einen Ausgang weiß: Sie würden gewiß ganz anders von ihr denken und sie nicht stolz und kalt nennen!“

Aus Hortense's Augen zuckte ein unheimlicher Strahl: „also ist euch keine Hülfe aus der Heimath gekommen?“ fragte sie — „ihr kämpft mit Entbehrung und Elend, habt keinen Freund, der sich eurer annimmt?“

Steffen schüttelte traurig den Kopf: „von zu Hause antwortet uns niemand, sie sind unversöhnlich. Herr Ewald hat seine Stelle verloren und weiß nicht, was er beginnen soll, unsre Freunde sind abgereist, ohne sich um uns zu kümmern, Fräu-

lein Gabriele malt mit mir um die Wette, aber das Geschäft, das mich ernährt hat, stockt jetzt, kein Mensch will unsre Arbeiten. Die wenigen werthvollen Sachen die wir hatten, sind versetzt oder verkauft, um den Arzt und die theuren Arzneien zu bezahlen, wir wissen nicht mehr, wo wir das Geld hernehmen sollen, die Hausmiethe zu bezahlen und anzuschaffen, was Herrn Ewald zur Stärkung verordnet ist."

Jetzt sprach aus Hortense's Zügen ein unverhohlner Triumph, der das schöne Antlitz dämonisch entstellte. „Das haben sie um mich verdient! So bricht die Vergeltung über sie herein und wird nicht inne halten, bis beide in Elend und Reue verkommen!"

Marion starrte ihre Mutter an und bat ängstlich: „ach sprich doch nicht so und schau' nicht so bös, ich fürchte mich vor Dir. Komm' sei wieder lieb und freundlich; wir sollen ja unsern Feinden verzeihn und Uebles mit Gutem vergelten. Du bist reich und sie sind hülflos und arm — gieb Du ihnen, was sie brauchen, dann werden sie bereun, was sie Dir zu Leid gethan haben und Dich segnen!"

Hortense schaute lange in die unschuldsvollen, flehenden Mienen ihres Kindes, der Hohn um ihren Mund verschwand, sie strich langsam mit der Hand über ihre Augen und seufzte tief auf. Bisher immer gewohnt, ihren leidenschaftlichen Trieben zu gehorchen, Selbstbeherrschung und kluge Vorsicht nur als Mittel zu gebrauchen, um ihre meist unlautern Ziele zu erreichen und dabei dennoch den Schein zu wahren, nach dem die Welt allein richtet, klopften auf ein Mal diese Kindesworte als Boten einer höhern sittlichen Macht mahnend an ihr ödes, lange verschlossenes Innerste. War auch ihr ganzes nur nach sinnlichem Genuß dürstendes Wesen dem Boden zu vergleichen, aus dessem fruchtbarem Schoos die tropische Sonnengluth eine üppig wirre Wildniß zeugt, in der Unkraut und Schlingpflanzen alle edleren Keime überwuchern, so sproßte doch aus der unheimlichen Wüstenei ein Palmenschaft hoch und schlank empor: das war die einzige reine und lautre Liebe, die sie noch empfunden hatte, die zu ihrem Kinde. Der jetzige Augenblick war entscheidend für Marion, das empfand Hortense mit unleugbarer Gewißheit. Sollte sie dem Kinde, aus dessen bittenden Augen eine heilige Zuversicht zu

ihr emporschaute, den Glauben und die Liebe aus dem Herzen reißen, um den Zweifel und den Haß einzupflanzen? Der Kampf war schwer aber kurz, die Mutterliebe siegte.

„Du hast Recht, mein Kind“ — sprach Hortense — „verzeihn ist eine Pflicht, für deren Erfüllung uns der Himmel seinen Frieden schenkt. Geh' hin zu Deinen Freunden, nimm Abschied und sage ihnen, ich sei bereit, zu helfen so weit ich es vermag.“

Marion's Dank und Freude brachen in stürmischen Jubel aus, sie hüpfte, lachte, schmiegte sich an ihre Mutter, küßte und drückte ihre Hände und rief ein Mal über das andre aus, es gäbe auf der ganzen Welt keine bessere Frau.

Auch Steffen sprach, sobald er sich in die plötzliche Sinnesänderung Hortense's gefunden hatte, aufrichtig und gerührt seinen Dank aus.

Inzwischen hatte Marion sich zur Wanderung fertig gemacht und forderte Steffen auf, sie zu begleiten, wenn er Zeit habe, sonst könne sie aber das Haus der Frau Ziemlich auch nach der Beschreibung allein finden. Steffen erklärte sich gern bereit, sie zu führen, da hielt Marion aber inne und sagte zu ihrer Mutter: „gewähre mir noch eine Bitte. Ich

möchte nicht mit leeren Händen kommen. Herr Ewald ist so krank gewesen und braucht jetzt Stärkung. Laß mich von den Früchten hier auswählen, daß ich ihm eine Erquickung bringen kann. Darf ich? und soll mir nichts verwehrt sein?"

Hortense nickte stumm Gewährung und schien sich wieder in ihre Bücher und Schreiberei zu vertiefen. Marion nahm einen offnen Korb von ziemlichem Umfang und wählte hurtig unter den auserlesensten Früchten, welche die Jahreszeit noch bot. Rings den Boden belegte sie und häufte darauf empor die fest gerundeten, edelsten Arten von Aepfeln und Birnen, deren bescheidenes Aeußere nicht von der sommerlichen Sonne buntprangend angeglüht ist, deren saftiges Mark aber Süßigkeit und Würze spät in sich nachreift. Dazwischen und darauf breitete sie die schmiegsam üppige Fülle der Trauben, deren geschwellte lockre Beeren grünlich durchscheinend und dunkel purpurroth durcheinander bis über den Rand des Korbes schwer hinabhingen. Den Gipfel krönte eine köstliche goldgelbe Ananas, deren grüner Blätterschmuck stolz und phantastisch über dem reizenden Fruchthügel emporragte.

Mit beiden Händen hob Marion die wuchtige

Last des Korbes, zeigte ihn glückselig lächelnd und zu Bewundrung auffordernd ihrer Mutter, nahm freudig Abschied, versprach vor Einbruch der Nacht zurückzukehren und trat dann mit Steffen die Wanderung an.

Auf dem schon neblig dämmernden Platze war es fast menschenleer, nur ein alter Herr ging etwa hundert Schritte vor ihnen desselben Weges. Während die Beiden sich eifrig über das Schicksal der Geschwister unterhielten, das ihnen so sehr am Herzen lag, blieb der alte Herr vor dem prächtigen Glas- und Porzellanladen stehn, dessen Inneres erleuchtet war und musterte die Auslage mit der flüchtigen Neugierde eines Reisenden. Doch plötzlich erregte ihm etwas ein lebhaftes Interesse, er drückte den Kopf an die Scheibe um es näher zu betrachten und trat dann in den Laden ein. Steffen hatte das bemerkt, er beeilte seine Schritte, bis er am Gewölbe war, dort hielt er an und wartete gespannt. Sein Herz klopfte immer stärker als er sah, das Frau Hartknoch von innen an das Schaufenster trat und auf diese und jene ausgestellte Waare deutete. Doch sie schien den Wunsch des Käufers nicht verstanden zu haben, bis sie sich zuletzt

nach der bescheidnen Ecke hinunter bückte und wirklich nichts anderes als Steffen's Tasse und die beiden daran lehnenden Pfeifenköpfe ergriff. Das mußte das Verlangte sein, denn sie holte es hervor und ging damit nach dem Ladentische. Steffen war so aufgeregt, daß er Marion's Bitte, weiter zu gehn, ganz überhörte. Er trat näher nach der Thüre zu und schaute begierig in den Laden hinein. Der mit dem Rücken ihm zugewandte Herr betrachtete die Malereien genauer und schien nach mancherlei zu fragen. Steffen bog sich herüber und hinüber, um den Mann näher in's Auge zu fassen, der seine Kunst zu würdigen verstand. Auf Marion's wiederholte, dringende Mahnung nicht länger zu zögern, bat er sie zerstreut, ohne den Kopf zu drehn, sie möge einstweilen ein Stück hingehn, er werde ihr gleich nachkommen.

Die Kleine war empfindlich über diesen Mangel an guter Lebensart: „o legen Sie sich keinen Zwang auf, ich kann den Weg auch allein finden,“ und ging wirklich bis zu der Ecke der Straße, in welche sie jetzt einbiegen mußte. Dort wartete sie dennoch, denn die Dunkelheit brach zusehends herein und es wäre ihr viel lieber gewesen, das Ziel ihrer Wan-

derung nicht allein suchen zu müssen. Aber Steffen schien sie gänzlich vergessen zu haben, er stand noch vor der Thüre und trat sogar jetzt eben hastig ein.

So blieb Marion nichts übrig, als auf gut Glück ihren Weg allein fortzusetzen. Sie war zwar ziemlich wohlbekannt in der Stadt, aber gerade in diesen entlegenern Theil nur selten und nur bei Tage gekommen. Als sie jetzt immer weiter kam, aus den etwas belebteren, breiten Straßen in die hohlen, finstern Gassen, auf deren spitzen, hohen Giebeldächern der Nachthimmel wie ein schwarzes Zelt ausgespannt war und deren Dunkelheit nur durch spärlichen Schimmer aus den kleinen Fenstern beleuchtet, deren stille Oede nur hie und da durch den wüsten Lärm aus einem Weinschank oder einem Branntweinladen unterbrochen wurde: da beschlich sie eine arge Furchtsamkeit und trieb sie zur Eile.

Endlich langte sie in der ihr bezeichneten Gasse an und fand ein Haus, das nach der Größe, der Lage und dem in den Thorweg eingebauten Laden jedenfalls das der Frau Ziemlich sein mußte.

Marion fragte zur Ladenthüre hinein, ob Herr und Fräulein Reisig hier wohnten und erhielt nicht nur bejahende Antwort, sondern die Krämerin, neu-

gierig, wer ein Mal diese Miethsleute aufsuchte, leuchtete ihr auch ein Stück die Treppe hinauf.

Marion klopfte. Wie stürmisch schlug das Herz des Kindes, als eine lang entbehrte Stimme, mit dem unvergeßlichen, tief schwebenden Wohllaute des Tons herein rief. Die Thüre öffnen, den Fruchtkorb bei Seite setzen und mit einem Freudenruf an Gabrielen's Halse hängen, war das Werk eines Augenblicks. Gabriele umfaßte freudig erschrocken und von der Ueberraschung bewältigt, mit inniger Zärtlichkeit das geliebte Kind; die Thränen beider mischten sich in einander.

„Wie habe ich mich nach Dir gesehnt“ — sprach Marion noch schluchzend — „wie viel habe ich geweint, weil man mir sagte, Du wärest fort gereist ohne Abschied von mir zu nehmen — ach jetzt weiß ich, daß Du das nicht gekonnt hättest, jetzt habe ich Dich wieder!“

Nun verließ auch Ewald seinen Platz und hieß das Kind freundlich willkommen. Seine matte Stimme, die Narbe der Wunde, deren rother Streif in dem kurz geschornen Haupthaar noch sichtbar war und bis in die Stirn herein sich erstreckte, die hagern bleichen Züge und der schwermüthige Ausdruck darin,

erregten Marion's lebhaftes Mitgefühl. Sie dankte und erkundigte sich schüchtern nach seinem Befinden. Dann warf sie einen Blick auf die Umgebung. Ein einziges, dünnes Talglicht erhellte spärlich die Malgeräthschaften und ein Buch auf dem Tische und warf nur einen ungewissen flackernden Schein auf die kahlen Wände. Nirgends in der großen Stube ein behagliches, gefälliges Hausgeräth, nur das nothwendigste in armseliger Gestalt.

Marion's an heitern Luxus gewöhntes Auge wandte sich mit Widerwillen von dieser trostlosen Oede ab und suchte wieder an Gabrielen's Anblick Erquickung. Jetzt bemerkte sie erst die dürftige Kleidung und die abgehärmten Züge ihrer geliebten Freundin und brach von neuem in Thränen aus.

„Was hast Du, meine Marion?" fragte Gabriele.

„O es schmerzt mich so — ich hätte nicht geahnt, daß es Dir so schlimm ergehn könnte!"

„Beruhige Dich" — tröstete Gabriele — „das einzige wahre Unglück das mir drohte, ist glücklich abgewendet: mein Bruder ist ja gerettet. Als ich an seinem Bette saß und bei jedem Stundenschlage schaudernd mich fragte, wie wird es bei dem nächsten

um uns stehn? da bin ich oft der Verzweiflung nahe gewesen und habe die unheimlichen Gedanken, wie es würde, wenn er gestorben sei, wie ich ihm am raschesten folgen könne, nur mühsam von mir abgewehrt. Als ich ihn aber endlich gerettet wußte, da habe ich dankbar zu Gott gelobt, allen Kleinmuth von nun an mir fern zu halten und jedes Ungemach standhaft zu ertragen. Wir sind in Noth, aber wir können nun zu drei arbeiten und es soll uns bald besser gehn."

„Soll ich etwa auch den Pinsel in die Hand nehmen und mich und Dich auf Porzellan abkonterfein, damit wir ein paar Tassen und Pfeifenköpfe mehr hinter noch ein paar Schaufenster ausstellen können, die kein Mensch kauft? Zum Holzhacken fehlt mir's vor der Hand an Kraft, wo ich mich als Komtoirist oder Schreiber anbiete, bekomme ich abweisende Antwort. Hast Du einen Weg aus diesem Elend gefunden, so zeige ihn mir, wo nicht — verschone mich wenigstens mit diesen Vertröstungen und Prophetenworten!"

Mit freundlicher Gelassenheit bat Gabriele ihren Bruder, sich nicht zu erzürnen und die Antwort des

Obersten abzuwarten, der ihr damals seine Hülfe so edelmüthig zugesagt habe.

Marion fragte, ob sie den Obersten meine, der mitunter den Fruchtladen besucht habe und erwähnte dann, daß er mit seinen Regiment vor ein paar Tagen aus Straßburg abmarschirt sei.

„Da siehst Du, wie herrlich Deine Hoffnungen in Erfüllung gehn!“ rief Ewald. „Der Oberst hätte vielleicht guten Willen und Gelegenheit gehabt; sein Wort zu halten, doch ehe wir seine Hülfe anrufen, muß er natürlich abmarschiren.“

Gabriele bekämpfte ihre Niedergeschlagenheit über die neue Enttäuschung und sprach: „da ist uns freilich eine Hoffnung vereitelt, aber ich verzage dennoch nicht. Die Antwort aus der Heimath kann nicht länger ausbleiben, sie muß in diesen Tagen kommen.“

Ewald sprach düster: „Ich habe auch gehofft und geharrt von Stunde zu Stunde, habe auf des Oheims großmüthiges Herz gebaut, daß es uns verzeihn würde — doch ein Vorgefühl sagt mir, er thut es nicht und ich mache ihm keinen Vorwurf, ich habe es nicht anders um ihn verdient. Nur Dich, nur Dich sollte er retten.“

„Er wird uns Beide retten, sobald er unsre Noth erfährt.“

„Mag sein. Du hast mir immer widersprochen, wenn ich befürchtete, die vornehmen Herren, die abgereist sind ohne nur nach uns zu fragen, könnten meinen Brief verloren oder in der Rocktasche vergessen haben. Es ist auch möglich, daß der Oheim auf nähere Nachricht von uns wartet, denn ich habe ihm ja damals weder geschrieben, wo wir sind, noch welche Gefahr mich bedrohte. Aber er hätte von Steffen unsern Aufenthalt und unser Schicksal erfahren können, wenn ihm daran lag.“

„Unser letzter Brief muß doch jetzt schon in seinen Händen sein.“

„Vielleicht seit gestern oder vorgestern. Ich will wünschen, daß er die Antwort nicht verzögert, die Hülfe könnte zu spät kommen. Das Elend hat seine Polypenarme schon so fest um uns geschlungen, daß nicht viel Zeit zur Rettung übrig bleibt.“

„Nein!“ sprach Gabriele mit hoher Zuversicht. „Ich hoffe wohl auf die Menschen, doch mein festes Vertraun ist nur auf Gott gestellt und ich weiß, daß er uns nicht verlassen wird.“

Ewald's Blick wurde noch finstrer, aus seinem

Ton klang eine bittre Trostlosigkeit und doch auch eine sehnsüchtige Wehmuth: „Gott und Vorsehung — der schöne Glaube, der auch mein jugendliches Herz erhoben, mir die Erde mit bunten Farben und den Himmel blaugoldig ausgemalt hat. Seine Farben sind verblichen, die Vergoldung abgestreift — wo ist er hin der lieblich täuschende Phantast? Ich wünschte ihn fast zurück, mir die kahle Bude mit seinem Flitter wieder aufzuputzen und das löchrige Sparrwerk zu verhängen, durch das man so gerade aus in die schwarze leere Nacht schaut.“

„Ich würde vor solchen Worten schaudern, wüßte ich nicht, daß jeder Schlag Deines Herzens sie widerlegt. Wer hat die Liebe erweckt, die so feurig darin flammt, sich für Freiheit, Vaterland und Menschheit zu opfern? Warum achtest Du Ehre und Recht über alle Güter der Welt?“

„Wir ergründen's nicht. Nur eins besteht zweifellos: das Gesetz in uns und daran halte ich fest, mag ich drüber zu Grunde gehn.“

Marion hatte sich still zurückgezogen, jetzt kam sie und setzte ihren Fruchtkorb leise auf den Tisch.

„O die köstlichen Früchte!“ rief Gabriele. „Was soll damit?“

Marion antwortete stockend und erröthend: „nimm sie von mir, erquicke Dich und Deinen Bruder. Mama hat sie mir dazu geschenkt und Mama läßt euch sagen, wenn ihr Hülfe brauchtet, so wäre sie gern bereit, euch zu helfen.“

Die Geschwister waren von der Gabe und dem Anerbieten so überrascht, daß keins ein Wort erwiderte.

„Weis mich nicht zurück!“ bat Marion dringend, „thue es um meinetwillen nicht, liebe Gabriele. Ich muß sehr bald von hier fort und hätte keinen frohen Augenblick, wenn ich Dich so unglücklich wüßte. Sie können die Hülfe getrost annehmen“ — wandte sie sich an Ewald — „Mama ist reich genug und bekommt in diesen Tagen noch sehr viel Geld, denn sie hat das Haus, den Garten und das ganze Geschäft sehr vortheilhaft verkauft. Ich soll eigentlich nicht davon sprechen, aber Ihnen kann ich's vertraun: der Kapitain Laroche ist wieder da, er hat seinen Abschied genommen und heirathet Mama. Nächste Woche soll die Trauung sein, dann reisen wir erst nach Dieppe, wo des Kapitains Freund, der arme Herr von Wolkonsky am Tode liegt, dann aber ziehn wir nach Paris und kaufen uns ein viel schöneres Haus

und leben von unsern Renten, denn der Kapitain ist auch sehr reich. Also nicht wahr, Sie weisen mich nicht ab?"

„Wie sagtest Du?" rief Ewald und seine Stimme zitterte. „Wolkonsky läge am Tode?"

„So hat mir Mama erzählt. Er ist in einem Duell verwundet worden, man hat geglaubt, die Seeluft würde ihn wieder herstellen, aber er ist zu schwer verletzt, die Aerzte sagen, er könne nur noch wenige Tage leben."

Ewald war erschüttert bis in's tiefste, er starrte vor sich hin und murmelte: „Wolkonsky am Tode — unrettbar verloren. — Ehe mir die Besinnung schwand, wußte ich, daß ich ihn getroffen hatte, doch nachher hielt ich es für einen Fiebertraum. Du hast uns tückisch gelockt und listig gedrängt, kein Mittel der Verführung gespart und als Dir's dennoch mißlang, bist Du mit Schmach und Gewalt auf uns eingestürmt. Als Du den tödtlichen Streich auf mein Haupt schmettertest, da hat Dein Herz aufgejauchzt, da wähntest Du, der letzte Riegel sei gesprengt und das Opfer Deiner Begierde schutz- und willenlos in Deiner Macht. Und in demselben Augenblicke saß Dir schon der Tod im Mark, that sich das Grab

neben Dir auf und mein Arm hat Dich hinein gestoßen. Gabriele, jetzt erkenne ich, nicht eine blinde Kraft schwingt den Erdball im Kreis herum und rüttelt die Schicksale der Menschen wüst durch einander: es giebt eine ewige Gerechtigkeit, eine höhere Vergeltung!"

Gabriele senkte das Haupt und sprach bewegt: „er hat uns viel Uebles gethan, möge es ihm die Todesstunde nicht erschweren! Ich wünschte, Deine Hand wäre rein von seinem Blute, obschon ich weiß, daß Du nur meine Ehre vertheidigt hast, daß er Dir die Waffe in die Hand gezwungen hat. Aber ich erkenne das Walten Gottes in der Liebe, nicht in Rache. Und schau' her, ob hier nicht Liebe ist. Komm', meine theure Marion, komm' in meine Arme, Du holder Bote der Versöhnung und des Friedens! Aus Deinem treuen, unschuldigen Auge strahlt ein Glanz von oben, der entsühnt und vermittelt. Sage Deiner Mutter, ich danke ihr von ganzem Herzen, ich nehme es als Pfand der Versöhnung an, daß sie Dich und die freundliche Gabe uns gesendet hat, ich wünsche ihr Segen zu dem neuen Leben, in das sie jetzt eintritt — mehr bedarf's nicht zwischen uns, nicht wahr mein Bruder?"

„Sicher nicht und kaum das!“ versetzte Ewald hart. „Hortense bietet mir ein Almosen, das klänge wie der teuflischste Hohn, käme es nicht aus diesem Kindesmunde. Ich danke Dir, liebe Marion und Du brauchst Dir keinen Kummer um Deine Freundin zu machen, ich verspreche Dir, für sie zu arbeiten was meine Kraft nur vermag und wenn mir doch Alles fehl schlüge, ihr Schicksal von dem Meinigen zu trennen und der Sorgfalt bereitwilliger, gütiger Verwandten anzuvertraun.“

Marion mußte sich drein fügen, doch sie konnte sich nicht eher entschließen fortzugehn, als bis Gabriele ihr versprochen hatte, sie zum Abschied noch ein Mal zu sehn.

Als das Kind gegangen war, nahm Gabriele ihre Malerei wieder vor und sprach ihre Freude aus, daß sie jetzt für das Fruchtstück, das sie auf einem Teller entwerfen wollte, die schönsten Modelle habe. Sie holte Früchte aus dem Korbe, ordnete sie bald so, bald anders auf einer weißen Unterlage, fragte Ewald dabei um Rath. Als das Vorbild endlich ihrem Geschmack entsprach, griff sie nach einer großen Muskatellertraube, kostete ein paar von den röthlichen Beeren und forderte ihren Bruder

auf, doch auch davon zu versuchen. Er lehnte es aber mit einer zurückweisenden Handbewegung ab: „nichts von jenem Weibe, ich hasse es bis in den Tod!“

Gabriele legte die Traube still bei Seite und begann ihre Arbeit, Ewald las in seinem chemischen Handbuche weiter, konnte aber seine Aufmerksamkeit nicht dabei festhalten. Er sprang auf, ging in der Stube hin und her, stellte sich an das Fenster und blickte in die Nacht hinaus; die Erinnerung an Wolkonsky beherrschte ihn ganz und gar, mit ihr suchte er sich abzufinden.

Es klopfte an die Thüre und die Hausbesitzerin trat ein.

Frau Ziemlich hatte ihr anfangs gegebenes Wort redlich gelöst, Gabrielen unter ihren besondern Schutz genommen und in manchem hitzigen Wortgefecht gegen schmähsüchtige Nachbarinnen für ihren Schützling siegreich das Feld behauptet, indem selbst die schärfste Lästerzunge nichts zu behaupten vermochte, was nur im entferntesten geeignet gewesen wäre, Anlaß zu Verdächtigung zu bieten. Gabriele war nicht aus dem Hause gekommen, als um die Bedürfnisse der kleinen Wirthschaft selbst einzukaufen und

Arzneimittel aus der Apotheke zu holen. Frau Ziemlich wußte aber auch die unbeschreibliche Sorgfalt und den Schmerz der Schwester um den Bruder, das bescheidne gefügige Wesen, das sich nach dem Rathe erfahrner Personen bequemte, und den unermüdlichen Fleiß bei jedweder Arbeit mit gehörigem Nachdruck zu rühmen.

Weit weniger zufrieden war Frau Ziemlich schon von Anfang an mit Ewald gewesen. Ein Duell erschien ihr bei einem jungen Manne, der seinen und seiner Schwester Lebensunterhalt durch Arbeit erwerben mußte, eben so frevelhaft als unsinnig. So lange Ewald in größter Gefahr schwebte, fürchtete sie die Unannehmlichkeiten einer gerichtlichen Untersuchung. Diese Besorgniß erwies sich als unbegründet, aber eine andre trat immer näher heran. Ewald's Krankheit verlängerte sich, er selbst konnte nichts verdienen, die Kur kostete viel Geld und die Pflege hinderte auch Gabrielen wie Steffen in ihrem Erwerb. Die Folgen zeigten sich bald. Um die Miethe zu bezahlen und das tägliche Leben zu bestreiten, mußte Gabriele ein werthvolles Besitzstück nach dem andern, zuletzt selbst die besseren Kleider, verkaufen oder verpfänden lassen. Jetzt war die

Miethe seit ein paar Wochen im Rückstand, die Erwerbsquelle der Porzellanmalerei versiegt, aus der Heimath kam keine Hülfe — was sollte noch aus den Geschwistern werden und wer mußte zuletzt den Schaden tragen?

An dem allen war, nach Frau Ziemlich's Ueberzeugung, einzig und allein der Uebermuth des hoffärtigen jungen Herrn Schuld und die Reizbarkeit, die Ewald gegen seine Schwester und seinen Freund an den Tag legte, der Mangel an Rücksicht und gefälligem Benehmen gegen die gestrenge Hausfrau gaben ihm vollends den Gnadenstoß. Frau Ziemlich war schon mehrmals drauf und dran gewesen, den unliebsamen Miether aus dem Hause zu weisen, nur das Wohlwollen für Gabrielen hatte sie noch davon zurückgehalten.

Jetzt kam sie, wie sie mitunter des Abends zu thun pflegte, sich ein halbes Stündchen mit Gabrielen zu unterhalten.

Ewald war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, als daß er sich nur umgeschaut hätte, Gabriele begrüßte aber die ihr gütig gesinnte Frau mit

freundlicher Zuvorkommenheit. Das Gespräch kam bald auf den unerwarteten Besuch und die köstliche Spende. Während Frau Ziemlich wiederholter Einladung folgend von den auserlesenen Früchten genoß, hörte sie zugleich mit gespannter Aufmerksamkeit dem zu, was Gabriele von dem frühern Verhältnisse zu Marion und ihrer Mutter ihr zu erzählen nicht umhin konnte, wußte auch durch verschiedne Fragen noch mehr darüber zu erfahren, als Gabriele wohl ursprünglich mitzutheilen beabsichtigt hatte.

Alsdann rückte die Krämerin ihren Stuhl dem des Mädchens vertraulich näher und begann halbleise mit bedeutsam schlauem Blicke, sie habe schon allerlei von Frau Bertrand, der schönen und reichen Handelsgärtnerin gehört, sie könne sich ungefähr denken, warum Gabriele in Unfrieden so plötzlich von da fortgezogen sei und freue sich darüber, denn sie wisse ja von einer Vorgängerin Gabrielen's in dem Laden am Münsterplatze, die ein trauriges Ende genommen hätte. Jetzt sei das aber ein ganz anderes Verhältniß geworden, Frau Bertrand wäre wieder ausgesöhnt und von der traurigen Lage der Geschwister zu Mitleid gestimmt, wie der Besuch Marion's und das Geschenk bewiesen. Das müsse

man benutzen und das Eisen schmieden bevor es kalt geworden.

Als Gabriele kein Zeichen des Verständnisses gab, sondern sie fragend ansah, fuhr Frau Ziemlich etwas ungeduldig fort: „das ist doch klar genug. Sie stecken in der Noth, ich bin eine arme Wittwe und kann den fälligen Hauszins nicht länger entbehren, die Malereien kauft Niemand, von zu Haus schreibt Niemand, wie soll ich zu meinem Geld kommen und von was wollen Sie leben? Also frisch zugelangt! Die Frau Bertrand ist eine reiche Frau, der Herr Bruder soll zu ihr gehn und sie um ein Darlehn bitten, so einem hübschen jungen Herrn schlägt sie's gewiß nicht ab und da ist Ihnen Beiden und mir geholfen, bis der Herr Bruder wieder eine Stelle findet oder der steinreiche Ohm, von dem mir der Steffen so viel vorschwatzt, sich endlich erbarmt."

Gabriele schüttelte den Kopf und erklärte bestimmt, das gehe nicht an, Frau Bertrand würden sie niemals um Hülfe ansprechen.

Darüber verlor aber Frau Ziemlich vollends die Geduld, sie wandte sich mit erhobner Stimme gegen Ewald hin, rechnete die Wohlthaten die sie den Ge-

schwistern erwiesen, das Ungemach das sie um ihretwillen ertragen mit geläufiger Zunge vor und wiederholte heftig ihr Verlangen.

Ewald sah verwundert empor bis ihm klar wurde, um was es sich handelte. Da überzog Zornröthe sein Gesicht und mit auffahrenden Worten wies er die Anmaßung zurück, die sich in seine Angelegenheiten mischte.

Das goß natürlich nur Oel in's Feuer, so hatte noch Niemand, am wenigsten ein verschuldeter Miethsmann gewagt, der gestrengen Hausbesitzerin zu begegnen. Sie stemmte die Arme in die Seite, achtete nicht auf Gabrielen's begütigenden Zuspruch und was die aufgeregte Galle an neuem und seit lange verhaltnem Aerger ihr eingab, entströmte in einer Fluth von Scheltworten und Beschuldigungen den Lippen.

Ewald erbleichte bei diesem Ausbruch gemeiner Wuth, er deutete gebieterisch nach der Thüre und befahl seiner Gegnerin augenblicklich das Zimmer zu verlassen.

„Mich hinaus weisen?“ rief Frau Ziemlich auf's Aeußerste gebracht — „aus dem Zimmer in meinem

eignen Hause, wofür der lumpige Schuldenmajor nicht ein Mal die Miethe bezahlen kann? Ja jetzt geh' ich, aber mit dem Stadt-Sergeanten komme ich wieder und laß euch eure letzten Fetzen wegnehmen und jag' euch insgesammt bei Nacht und Nebel auf die Gass' hinaus!"

Sie wollte, um ihre Drohung wahr zu machen, eben forteilen, da wurde die Thüre aufgerissen und Steffen stürmte herein. Man konnte glauben, er käme geraden oder auch krummen Wegs aus einer Weinschenke, denn seine Augen funkelten, Stirn und Wangen waren glühroth. Er schleuderte den Kasten, den er so behutsam fortgetragen hatte, auf das nächste Bett, daß die Tassen und Pfeifenköpfe gegen einander klirrten, umfaßte die Hauswirthin mit beiden Armen, drehte sie ihres Sträubens ungeachtet ein paar Mal herum und jauchzte dazu, als wenn er daheim sein Mädchen auf dem Tanzplatz schwenkte.

Frau Ziemlich wußte nicht wie ihr geschah. Anfangs sprachlos vor Ueberraschung stieß sie endlich den tollen Burschen mit dem Ellnbogen kräftig zurück und ihre Wuth richtete sich mit verdoppelter

Stärke gegen den, der nicht im entferntesten ahnte, daß seine unzeitige Lustigkeit die Wirkung eines Funkens in eine Pulvertonne haben könnte. Mit emporgehobnen, geballten Fäusten fuhr die erboste Frau auf ihn los und was die daran nicht arme Straßburger Mundart an Ehrennamen, wie Taugenichts, Lump, Hanswurst, Narrenkopf, Saufaus und dergleichen ihr nur zu bieten vermochte, schleuderte sie mit erstaunlicher Geläufigkeit, unter drohenden Faustbewegungen ihm in's Gesicht, so daß er die Hände zum Schutz entgegenhielt und in einem fort zurückwich, ohne jedoch seiner Heiterkeit nur im Geringsten Schranken zu setzen.

Ewald sah dem lächerlichen Schauspiel finster zu und rief wiederholt mit wachsendem Grimme: „Steffen — Steffen laß ab!“

„Ich bin's ja nicht — ich kann ja nicht!“ erwiderte Steffen lachend.

„Steffen bist Du toll oder betrunken?“

„Eher betrunken — so gut hat mir mein Lebtag noch kein Wein geschmeckt. Aber jetzt ruhig, liebes Altchen, Herr Ewald ist nicht aufgelegt zu spaßen — ei zum Henker, Stand gehalten! Potz Limburger

Käs und saure Gurken, willst Du wohl still und ehrbar sein, sonst spunde ich Dich in ein halbleeres Heringsfaß!"

„Aus dem Haus hinaus, ihr Lumpenpack, ihr..." schrie Frau Ziemlich keuchend und so außer Athem, daß sie ein Krampfhusten überfiel.

„Aus dem Haus hinaus?" wiederholte Steffen und schnalzte mit den Fingern, „juchhe! je eher je lieber, besser heute als morgen, aus der räuchrigen Rumpelkammer, wo's keine Mäus giebt, weil die Ratten Herr sind — hurrah, marsch, marsch!"

Mit einem derben Griff packte und schüttelte Ewald Steffen's Schulter: „Mensch Du bist von Sinnen, komm zu Dir! Hast Du die Verzweiflung vertrinken wollen oder ist Dir ein Glück zu Kopf gestiegen? Sind etwa die Arbeiten gut verkauft?"

„Die Malereien? Die Rose und die Nelke?" lachte Steffen aus vollem Halse. „Dort im Kasten liegen sie allesamt, die sind zu nichts mehr nütze, meinethalben können Sie den Plunder in Scherben schlagen, wie damals am Bache — wissen Sie noch?"

Seine Entrüstung kaum beherrschend fuhr Ewald fort: „so sage mir um's Himmels willen, was Du hast!"

„Sind Sie auf der Post gewesen, ist ein Brief angekommen?“ fiel Gabriele ein.

Steffen's Lachanfall erneuerte sich: „Ein Brief? Freilich ist ein Brief angekommen aber was für einer, da könnt' ich Sie eine Woche lang rathen lassen und Sie fänden's doch nicht, denn — schaun Sie nur her — ob's ein andrer ist als unser eigner.“

Er zog einen Brief, den Ewald an der Aufschrift gleich für denjenigen erkannte, den er in der Nacht vor dem Zweikampf geschrieben, aus der Tasche, zeigte auf die verschiedenfarbigen Striche und Bemerkungen der Postämter und las jubilirend: „An Herrn Kommerzienrath Reisig auf dem hohen Hause bei Hirschbach — und da mit rother Tinte: im Schwarzwald und da mit blauer: in Oberbaiern und immer weiter nach dem Fichtelgebirg, nach dem Harz und zuletzt nach dem Thüringer Wald — das war ein verteufelter Umweg bis zurück nach Straßburg!“

Ewald ergriff den Brief und starrte darauf, auch Frau Ziemlich, die ihren Husten überwunden hatte, machte einen langen Hals und warf einen verstohlnen erwartungsvollen Blick nach der Botschaft, über welche sie ihren Grimm vergaß, Steffen aber rief

ihr zu: „wir wollen's ja nicht besser, Du sollst uns aus dem Hause werfen, goldnes Altchen und ein so freundliches Gesicht dazu machen wie der rothbäckigste, runzligste Winterapfel. Aber wenn ich Dir's erklären soll, mußt Du geschwind alle alten Leuchter zusammen suchen und die ganze Treppe illuminiren. Also hurtig, hurtig!" damit schob er sie zur Thüre hinaus und folgte ihr nach.

„Mein Brief, mein Brief zurück!" sprach Ewald in bitterster Verzweiflung. „Sieh' her, da steht das Postzeichen von Hirschbach, er ist auf dem hohen Hause gewesen, doch sie haben ihn nicht angenommen, sie sagen sich los von uns, sie schicken ihn zurück!"

„Das ist unmöglich!" rief Gabriele und nahm ihm den Brief aus der Hand. — „O Du Kleinmüthiger, ist das Dein Brief? Ein geöffnetes, leeres Couvert ist es. Der Oheim hat den Brief, der nach langer Irrfahrt an ihn gelangt ist, erbrochen und gelesen — von wem kann Steffen den Brief haben? — doch nur von ihm selbst! Vor Freude und Jubel war er trunken, der treue Freund. Begreifst Du nun, warum? Horch! Horch!"

Ein Wagen rollte und hielt vor dem Hause, Steffen's Stimme ließ sich vernehmen, Tritte kamen die Stufen herauf, die Thüre wurde aufgerissen und mit dem Jubelrufe: „mein Oheim, mein geliebter Oheim!" eilte Gabriele in des Eintretenden geöffnete Arme.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Genast, Wilhelm,

Das Hohe Haus Roman

Bd.: 3

Leipzig 1862